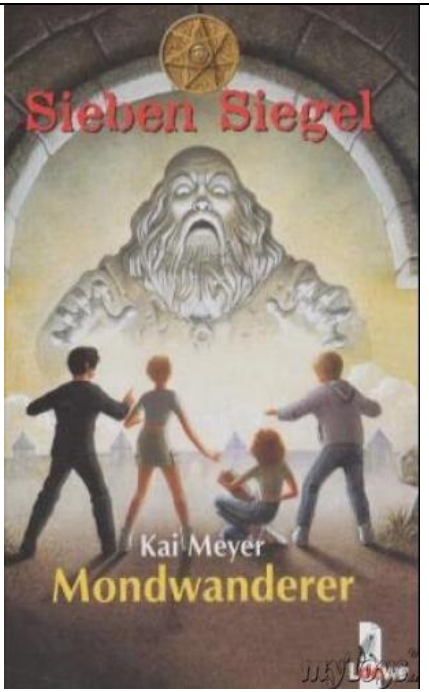


Kai Meyer

Sieben Siegel Band 10

Mondwanderer

scanned by unknown
corrected by vt

Düster thront der alte Bahndamm hoch über den Wiesen Giebelsteins. Seine Gleise sind zugewuchert, die rostigen Schienen führen ins Nichts. Bis sich eines Nachts etwas aus den Wäldern heranschiebt. Es verharrt. Es horcht. Es wartet. Lisa und Chris wollen eigentlich nur einen harmlosen Abend miteinander verbringen. Harmlos? Schließlich sind die beiden das erste Mal verabredet. Doch auf dem Weg zur magischen Schattenshow vor den Toren Giebelsteins wandern plötzlich finstere Gestalten durchs Mondlicht. Und sie rücken unaufhaltsam näher …

ISBN: 3-7855-3828-6
Verlag: Loewe Verlag GmbH, Bindlach
Erscheinungsjahr: 1. Auflage 2002
Umschlaggestaltung: Andreas Henze

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Autor

Kai Meyer, geboren 1969, hat zahlreiche unheimliche und spannende Romane veröffentlicht. Die Bände der Sieben-Siegel-Reihe sind seine ersten Bücher für junge Leser. Er lebt und arbeitet in einem großen Haus am Rande der Eifel und blickt von seinem Schreibtisch auf die Türme einer Burg aus dem Mittelalter. Seine Frau Steffi und sein Sohn Alexander behaupten, man müsse ein wenig verrückt sein, um solche Geschichten zu erfinden – aber vielleicht sind ja gar nicht alle erfunden? Dämonen sind ihm noch keine begegnet, allerdings zwei üble Quälgeister: seine Hunde Goliath und Motte, die verfressener sind als alle Hexenfische des Arkanums.

Illustrator

Wahed Khakdan wurde 1950 in Teheran geboren. Sein Vater arbeitete erfolgreich als Filmarchitekt und Bühnenbildner. Schon früh – im Alter von zwei Jahren – war Khakdan fasziniert von allem, was mit Zeichenstift und Farbe zu tun hat. Später studierte er an der Kunstschule und anschließend an der Akademie der Schönen Künste in Teheran. 1984 kam Wahed Khakdan nach Deutschland. Er ist als freiberuflicher Künstler und Illustrator tätig, seit einigen Jahren auch im Kinder- und Jugendbuchbereich. Am liebsten lässt er in seinen Illustrationen der Fantasie freien Lauf. Deswegen haben es ihm die gruseligen Wesen der Sieben-Siegel-Reihe auch besonders angetan.

Inhalt

Nebel 5

Die Schattenshow 19

Doktor Karfunkel 42

Schattensterne 58

Mondnacht 78

Nebel

Mit dem Nebel kam noch etwas anderes.

Etwas Großes. Etwas Dunkles.

Es schob sich aus den dichten Schwaden, die am Morgen aus den Wäldern aufgestiegen waren, schnaufte heran wie ein Gigant aus der Urzeit, wurde dann mit einem Mal langsamer, stieß ein letztes Rauschen und Keuchen aus, ehe es endgültig zum Stehen kam.

Finster thronte es auf dem alten, stillgelegten Bahndamm, hoch über den Wiesen und Weiden im Norden Giebelsteins. Es hatte die überhängenden Äste der Brombeerbüsche zermalmt, die den rostigen Schienenstrang flankierten, hatte das Unkraut zwischen den Gleisen und Schwellen niedergewalzt und Kaninchen und Mäuse vertrieben, die hier in der Stille des Tages aus ihren Verstecken kamen. Selbst die Raubvögel, die sonst auf den Wiesen ihre Opfer schlugen, schossen mit raschem Flügelschlag davon, so als spürten sie, dass das Ding auf den Schienen etwas ausstrahlte, das schlimmer war als ihr Hunger und sehr viel unangenehmer als die Gewissheit, anderswo nach Beute Ausschau halten zu müssen.

War es nur eine Täuschung, oder wurde der Nebel immer noch dichter? Die Sicht reichte bald keine zehn Meter mehr weit, und schließlich erstarben alle Laute der Natur.

Kein Vogelgezwitscher mehr, kein Rascheln im hohen Gras der Weiden, kein Piepsen und Schnurren in den Begrenzungshecken.

Auch der Koloss auf dem Bahndamm verstummte. Falls er Leben barg, so offenbarte er es nicht. Und wenn er mehr im Sinn hatte, als einfach nur dazustehen, groß und düster und doch unsichtbar im Nebel, so verriet er durch nichts den Grund seines

Erscheinens.

Etwas war gekommen, etwas Fremdes, Erstaunliches, Angsteinflößendes.

Es hatte den Nebel mitgebracht wie eine Braut ihre weiße Seidenschleppe, und nun stand es da im Verborgenen.

Es rührte sich nicht.

Es horchte.

Es wartete.

Ein vager Umriss raste aus dem Nebel auf sie zu, und im ersten Moment überkam Lisa ein solcher Schrecken, dass sie sogar ihren Ärger über Toby vergaß.

»Hallo Lisa«, rief Chris, verriss den Lenker seines Fahrrads und brachte es schlitternd vor ihr zum Stehen. Schotter spritzte über den Vorplatz des alten Hotels Erkerhof.

»Hi!« Sie atmete erleichtert auf. Nur Chris auf seinem Rad. Keine Gefahr, trotz des unheimlichen Nebels.

»Ich hab Toby gesehen. Er ist mir unten auf der Pappelallee entgegengekommen.«

»So?« Lisa tat desinteressiert.

»Er sah nicht fröhlich aus.«

»Dazu hat er auch keinen Grund.«

Chris hob eine Augenbraue. »Habt ihr Krach?«

»Krach?«, wiederholte Lisa naserümpfend. »So kann man das auch nennen. Wenn du einen Wirbelsturm oder einen Vulkanausbruch oder radioaktiven Niederschlag … also, wenn du all das Krach nennen würdest, ja, dann hatten wir wohl nur *Krach.*«

»Oje«, sagte Chris und wedelte mit der Hand, als hätte er sich die Finger verbrannt. »Das klingt ungut.«

»Ich hab ihm gesagt, dass es aus ist.«

»Bist du sicher, dass du das gesagt hast?«

»Wie meinst du das?«, fragte sie lauernd.

»Na ja, warst tatsächlich *du* es, die Schluss gemacht hat?«

»Wer denn sonst?«

»Er vielleicht.«

»*Toby?*«

»Wenn du's nicht warst …«

»Aber ich hab doch gesagt, dass ich –« Lisa brach wütend ab, als ihr ein Gedanke kam. »Du hast mit ihm gesprochen!«

Chris druckste herum. »Nur ganz kurz.«

»Und er hat behauptet, er hätte mit *mir* Schluss gemacht?«

»Nimm's ihm nicht übel.«

»Hat er?«

Chris nickte.

Lisa stampfte mit einem Fuß auf. »So ein Arsch!«

»Na, na, na – solche Ausdrücke!« Chris grinste von einem Ohr zum anderen.

»Chrysostomus Guldenmund, ich hab keine Lust auf Belehrungen von einem –«

»Älteren?«

»Einem pubertären Idioten!«

Chris schnappte nach Luft. »Pubertär? Du redest ja wie meine Mutter! Und, Mensch, Lisa, du bist sogar noch ein Jahr jünger als ich.«

Sie lächelte triumphierend. »Hattest *du* vielleicht schon eine Freundin? Nein? Na also. Dann kennst du dich in solchen Dingen auch nicht aus.« *Basta,* fügte sie in Gedanken trotzig hinzu und hätte sich zugleich am liebsten auf die Zunge gebissen. Wie konnte sie nur so zickig sein?

Natürlich wusste sie, dass Händchenhalten und Knutschen mit Toby nicht unbedingt eine Sache zum Angeben war, aber im

Augenblick hatte sie das Gefühl, jedem Jungen dieser Welt eins auswischen zu müssen. Chris hatte einfach nur das Pech, dass er gerade zum falschen Zeitpunkt aufgetaucht war – oder zum richtigen, je nachdem, wie man es betrachtete.

Er legte die Stirn in Falten. »Wenn man mit einer Freundin dieses Theater hier jeden Tag mitmachen muss, bin ich, ehrlich gesagt, ganz froh, dass ich noch keine hatte.«

Lisa schluckte. Offensichtlich war sie gerade dabei, eine ziemliche Idiotin aus sich zu machen. Aber sie war nun mal so verdammt wütend! Und wenn es etwas gab, das sie im Moment nicht ertragen konnte, dann waren das altkluge Ratschläge von einem *Jungen.*

Andererseits – dieser Junge war immerhin Chris! Der Chris, in den sie verknallt war, seit er zum ersten Mal in Giebelstein aufgetaucht war, damals, als sie alle die magischen Sieben Siegel empfangen hatten. Derselbe Chris, den sie schon eine halbe Ewigkeit heimlich anhimmelte – wäre da nicht ihre beste Freundin Kyra, für die Chris schwärmte. Zumindest glaubte Lisa das.

Warum aber war er dann hergekommen? Chris wusste doch, dass ihr Bruder Nils krank im Bett lag und keinen Besuch bekommen durfte. Und Kyra war auch nicht hier. Bedeutete das vielleicht, Chris hatte sie – Lisa – allein treffen wollen?

Sie straffte sich, räusperte sich kurz und setzte sich wieder mit angezogenen Knien auf den großen runden Stein, der an der Auffahrt zum Hotelvorplatz lag. Vor einer halben Stunde hatte sie hier noch lautstark mit Toby gestritten. Wenigstens waren sie dabei unbeobachtet geblieben. Und was noch wichtiger war: Niemand hatte sie belauschen können, weder Nils noch ihre Eltern, denen das Hotel auf dem Hügel südlich von Giebelstein gehörte.

Hier, auf diesem Stein, hatte Toby sie einfach sitzen lassen – ganz buchstäblich übrigens, denn sie war nicht aufgestanden, als

er wütend auf sein Rad gesprungen und im Nebel verschwunden war.

Überhaupt, der Nebel. Sie konnte sich nicht erinnern, etwas Ähnliches schon einmal erlebt zu haben. Die Sicht reichte kaum drei Meter weit, dahinter verschwand alles in waberndem, milchigem Grau. Derart dichten Nebel kannte sie nur aus Filmen. Der Findling, auf dem sie saß, hätte ebenso gut auf dem Gipfel des Mount Everest liegen können – man sah weder das Hotel noch sonst irgendeinen Teil der Umgebung. Nur den großen runden Stein, ein paar Schritte von der Auffahrt und einige Quadratmeter Schotter rund um sie herum. Hätte sie sich nicht so geärgert, wäre ihr das vermutlich ziemlich bedrohlich vorgekommen. Jetzt aber fand sie das Wetter eigentlich ganz passend zu ihrer Stimmung. Und außerdem lieferte der Nebel einen guten Grund, das Thema zu wechseln. Schließlich hatte sie keine Lust, die Einzelheiten ihres kindischen Streits mit Toby vor Chris auszubreiten. »Wie kannst du bei der Suppe eigentlich mit dem Fahrrad fahren?«, fragte sie. »Man sieht ja kaum die Hand vor Augen.«

Er grinste. »Glücksspiel.«

»Ganz schön gefährlich.«

»Gar nicht«, widersprach er. »In Giebelstein stehen die Autos still. Auf den Straßen fährt kein einziger Wagen. Alle haben Angst, dass sie bei der schlechten Sicht einen Unfall bauen.«

»Und mit dem Fahrrad kann das nicht passieren?«, fragte sie zweifelnd.

»Da hättest du erst mal sehen müssen, mit welchem Affenzahn Toby die Pappelallee runtergedonnert kam.«

Sie keuchte. »Könnten wir dieses Thema vielleicht sein lassen?«

»Sicher.«

»Wo steckt eigentlich Kyra?«

Chris seufzte. »Wo wohl? Im Stadtarchiv. Sie ist Herrn Fleck so lange auf die Nerven gegangen, bis er ihr erlaubt hat, in dem Buch ihrer Mutter zu lesen.«

Lisa verdrehte die Augen. Seit Kyra in England erfahren hatte, dass ihre Mutter Dea noch am Leben war – wenn auch unerreichbar für sie in der Anderswelt –, tat sie alles, um so viel wie möglich über Deas tausendjährigen Kampf gegen Hexen und Dämonen zu erfahren. Ein Schlüssel dazu waren Deas eigene Aufzeichnungen, von denen Auszüge im Giebelsteiner Stadtarchiv aufbewahrt wurden. Mittlerweile verbrachte Kyra einen Großteil ihrer Freizeit im Bücherlabyrinth unter dem Marktplatz. Sie hatte großes Glück, dass Herr Fleck, der Archivar, bestens über Giebelsteins mysteriöse Vergangenheit Bescheid wusste.

Und noch etwas hatte sich verändert: Seit Kyras Rückkehr aus der Anderswelt, wo sie an der Seite ihrer Mutter gegen die grausame Zauberkönigin Morgana gekämpft hatte, besaß Kyra keinen Schatten mehr. Beim magischen Wechsel von einer Welt in die andere war er spurlos verschwunden. Ganz gleich, wo Kyra sich auch aufhielt, ob unter einer Straßenlaterne oder im grellen Sonnenschein – ihr Körper warf nicht den Hauch eines Schattens.

»Wie geht’s denn Nils?«, fragte Chris.

»Seine Windpocken blühen und gedeihen.« Lisa konnte sich ein schadenfrohes Grinsen nicht verkneifen. Ausgerechnet Windpocken! In Nils’ Alter! »Sie jucken wie verrückt. Aber er hält sich ganz gut. Das Fieber ist schon runtergegangen. In ein paar Tagen dürfen wir wieder zu ihm, hat der Arzt gesagt.«

Chris nickte, dann zog er ein gefaltetes Blatt Papier aus der Tasche seiner schwarzen Jeans.

»Hier, guck mal. Ich wollte dich eigentlich fragen, ob wir da nicht zusammen hingehen sollen.«

Einen Augenblick lang war ihm die Einladung wohl ein wenig

peinlich, deshalb fügte er rasch hinzu: »Ich meine, Nils und Kyra sind derzeit ja offenbar lahm gelegt.«

Lisa nahm das Papier überrascht entgegen und faltete es auseinander. Darauf stand in weißer Schrift auf schwarzem Grund ein gedruckter Text:

DIE SCHATTENSHOW
Einmalig! Großartig! Wunderbar!
Rechts vom Mond um Mitternacht.
Heute!

Das war alles. Kein Ort, keine Uhrzeit.

»Die Zettel liegen in der ganzen Stadt herum«, erklärte Chris, als er Lisas fragende Miene bemerkte. »Ich dachte mir, das könnte was für uns sein.«

Ehe Lisa überlegen konnte, waren die Worte schon heraus: »Für die Siegelträger – oder für uns beide?« Sie wurde knallrot, noch bevor sie den Satz zu Ende gebracht hatte.

Chris lächelte. »Das eine schließt ja das andere nicht unbedingt aus.«

Sie schluckte einen Kloß im Hals herunter, dann sagte sie rasch: »Glaubst du, das Arkanum steckt dahinter? Oder sonst irgendetwas … na ja, was Dämonisches?«

»Ich weiß nicht recht. Aber wir könnten ja versuchen, ein bisschen mehr über diese komische Show herauszufinden.«

»Jetzt gleich?«

»Klar.«

Lisa zögerte, dann nickte sie. »Warte – ich hole nur mein Fahrrad.«

Zwei Minuten später waren sie unterwegs. Sie fuhren nicht besonders schnell, und trotzdem hatte Lisa ein mulmiges Gefühl

in der Magengegend, als sie über die Pappelallee den Hügel hinabradelten. Der Nebel stand vor ihnen wie eine weiße Wand, sogar die dicken Stämme der Pappeln wenige Meter neben der Straße waren nicht zu erkennen.

»Was hältst du davon?«, fragte Chris.

»Von dem Nebel?«

»Hmm.«

»Ziemlich unheimlich. Aber endlich sind mal keine Autos unterwegs.«

»Das ist ein Vorteil, finde ich auch«, entgegnete Chris und trat kräftiger in die Pedalen.

Lisa kannte den Verlauf der Straße in- und auswendig, sie hätte den Weg nach Giebelstein sogar im Stockdunklen gefunden. Trotzdem war ihr das Risiko, in dieser Suppe von der Fahrbahn abzukommen, zu groß. Was, wenn ihnen wider Erwarten doch ein Auto entgegenkam?

Als sie ihre Bedenken äußerte, wurde Chris sofort wieder langsamer. Sie bogen von der Pappelallee auf die Landstraße und passierten bald die Festwiese, nur um festzustellen, dass es dort keinen Hinweis auf die ominöse Schattenshow gab. Die Schausteller mussten ihre Zelte anderswo aufgeschlagen haben.

Jenseits des südlichen Stadttors, inmitten der alten Fachwerkhäuser des Ortes, hätte die Sicht eigentlich besser werden müssen, doch auch hier war der Nebel undurchdringlich. Auf dem Pflaster lagen zahllose der weißen Werbezettel, so als hätte ein Flugzeug sie über Giebelstein verstreut – oder eine geheimnisvolle Windböe.

Lisa übernahm die Führung. »Ich glaube, ich weiß, wo wir diese Show finden«, rief sie Chris über die Schulter zu. »Rechts vom Mond um Mitternacht, steht auf dem Zettel. Das ist eine Wegbeschreibung.«

Chris blickte ratlos drein. »Und das bedeutet was?«

Lisa grinste. Seit sie Trägerin der Sieben Siegel war, besaß sie die Fähigkeit, die kniffligsten Rätsel mit spielerischer Leichtigkeit zu lösen – und dieses hier war nun wirklich nicht allzu schwer.

»Der Mond um Mitternacht steht derzeit im Westen, oder?«

Chris nickte.

»Und auf einem Kompass liegt Norden rechts vom Westen«, erklärte Lisa. »Zumindest, wenn man ihn im Uhrzeigersinn abliest.«

»Also befindet sich die Show im Norden?«

»Genau.«

»Aber im Norden von was?«

»Von Giebelstein natürlich. Die Zettel sind offenbar nur hier verteilt worden – bei uns im Hotel ist jedenfalls keiner angekommen.«

»Das bedeutet dann wohl, dass wir auf den Wiesen nachschauen müssen.«

Lisa stimmte zu. »Wahrscheinlich bauen sie die Show irgendwo dort oben an der Landstraße auf.«

Sie waren mittlerweile an Kyras Haus vorbeigeradelt. Das Schaufenster von Tante Kassandras Teeladen lag nahezu unsichtbar jenseits der Nebelschwaden. Die Fahrräder trugen sie durch das Nordtor und hinaus in das weite Hügelland. Irgendwo auf den Weiden zwischen der Stadtmauer und dem alten Bahndamm musste die rätselhafte Schattenshow zu finden sein.

Ab und an blickte Lisa auf ihren rechten Unterarm, aber dort erschien keine Spur der Sieben Siegel. Sie würden nur sichtbar werden, wenn eine Gefahr durch die Mächte des Bösen drohte. Schon fasste Lisa die Hoffnung, einfach nur einen netten Nachmittag allein mit Chris zu verbringen. Während all der Zeit, die sie sich kannten, hatten sie nie etwas ohne Kyra und Nils unternommen. Eigentlich wurde es höchste Zeit, fand Lisa – auch wenn sie der Gedanke ein wenig nervös machte. Sie fragte

sich, was Kyra wohl dazu sagen würde.

Selbst schuld, dachte Lisa. Was verkroch Kyra sich auch den lieben langen Tag hinter irgendwelchen alten Büchern im Stadtarchiv.

Zwanzig Minuten später waren sie die meisten Feldwege abgefahren, die sich zwischen den buschigen Begrenzungshekken der Weiden dahinschlängelten. Das Ergebnis war eine herbe Enttäuschung. Nirgends gab es einen Hinweis auf die mysteriöse Show.

»Vielleicht hab ich mich geirrt«, knurrte Lisa. »Möglicherweise bedeutet rechts vom Mond etwas ganz anderes.«

Chris furchte die Stirn. »Ich weiß nicht – irgendwie klingt das doch ganz logisch, oder?«

Lisa ärgerte sich, dass die Lösung des Rätsels sie nicht weitergebracht hatte. Zu gerne hätte sie Chris beeindruckt. »Vielleicht ist Mitternacht auch nur die Uhrzeit, zu der die Show beginnt«, schlug sie vor.

»Was für eine Show fängt denn mitten in der Nacht an? Da kommt doch kein Mensch.«

»Hängt davon ab, was geboten wird. Wenn die Ankündigung geheimnisvoll genug klingt und die Leute neugierig macht …«

Chris zog erneut den Zettel aus der Hosentasche und strich ihn glatt. »Neugierig macht sie auf jeden Fall. Sonst wären wir jetzt nicht hier, schätze ich.«

Sie standen mit ihren Fahrrädern am Rande der Kieselwiese, einer buckligen Viehweide, die ihren Namen dem steinigen Boden verdankte. Damals, beim Angriff der Vogelscheuchen auf Giebelstein, hatten sie hier das erste Opfer entdeckt, ein totes Schaf.

Jenseits der Kieselwiese erhoben sich der stillgelegte Bahndamm und dahinter das alte Hügelgrab, in dem die vier sich manches Mal verkrochen, wenn sie die Erwachsenen und den ganzen Rest von

Giebelstein satt hatten. Hin und wieder kamen sie auch einzeln her, um zu lesen oder einfach nur für sich zu sein.

Jetzt waren allerdings weder der Bahndamm noch das Hügelgrab zu erkennen. Der Nebel hüllte beides in grauweiße Watte.

Chris schaute sich nach allen Seiten um. Er hatte die Stirn gerunzelt. »Bei dem Nebel ist es, als wäre man ganz allein auf der Welt.«

»Am schlimmsten finde ich, dass er alle Geräusche schluckt. Es ist so schrecklich still.« *Wie tot,* fügte sie in Gedanken hinzu.

»Könnte es sein, dass wir die Show deshalb nicht finden? Weil wir sie nicht *hören* können?«

»Aber wir haben doch alles abgesucht.«

»Nicht die Wiesen hinter dem Bahndamm.«

»Na ja, da führt auch keine Straße hin. Nur ein paar Feldwege. Und dann kommt schon der Waldrand.« Lisa fröstelte bei dem Gedanken an die tiefen, dunklen Wälder nördlich der alten Bahnlinie. Niemand ging gerne dort hin. Es waren keine Wälder, um Spaziergänge zu machen; sogar die Jäger der Umgebung mieden sie. Das Unterholz war dicht und verwoben, und die Baumkronen schienen jeden Lichtstrahl abzufangen, bevor er den Waldboden erreichte.

»Lass uns wenigstens hoch auf die Schienen klettern und nachschauen«, schlug Chris vor.

»Wir werden sowieso nichts sehen«, widersprach Lisa, stieg aber schon von ihrem Rad. »Nicht bei diesem Nebel.«

Chris zog nur die Schultern hoch und legte sein Fahrrad neben die Hecke am Rand der Kieselwiese. Lisa kippte ihres daneben. Rahmen und Räder verschwanden in den Brennnesseln.

Gemeinsam stapften sie durch das taufeuchte Gras hinüber zum Bahndamm.

Die steile Schräge war mit Brombeersträuchern und anderen Büschen bewachsen. Es war nicht ganz leicht, hinaufzuklettern,

ohne sich die Haut an Dornen und spitzen Zweigen aufzureißen. Zwar gab es ein Stück weiter westlich einen Trampelpfad, den sie immer dann benutzten, wenn sie zum Hügelgrab gingen, aber von hier aus war der Umweg zu groß.

»Warte!« Lisa blieb auf halber Höhe der Schräge stehen.

»Was ist?«, fragte Chris, sah es aber im nächsten Moment schon mit eigenen Augen.

Viele Jahre lang hatten die alten Bahngleise brachgelegen. Kein Zug war hier gefahren, und die Natur hatte längst begonnen, den hohen Erdwall und die stählernen Schienen zurück zu erobern.

Jetzt aber waren die Gleise nicht länger nur zugewuchert.

Etwas Finsteres, Klobiges thronte hoch oben auf dem Damm, ein dunkler Umriss wie die Segmente eines mächtigen, nachtfarbenen Riesenwurms.

»Das sind –«

»Waggons«, führte Lisa Chris' Satz zu Ende. Zugleich aber dachte sie: Ja, es sind Waggons, aber irgendwie sind es auch keine.

Ihre Form stimmte nicht.

Die Silhouetten schienen sich im Nebel zu bewegen, zu flackern, zu zittern. Möglich, dass es nur an den Schwaden lag, die den Anblick verzerrten. Möglich aber auch, dass wirklich etwas nicht so war, wie es hätte sein sollen.

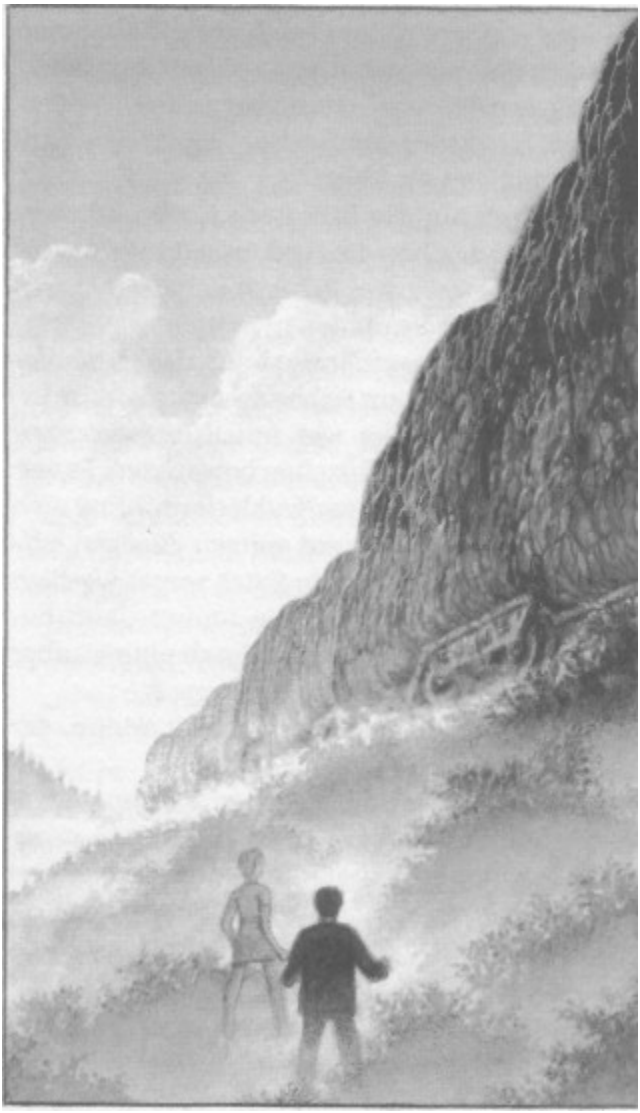
Chris senkte seine Stimme zu einem Flüstern.

»Wo kommen die her?«

»Keine Ahnung.«

»Du wohnst länger hier als ich. Wohin führen die Schienen?«

»Das weiß keiner so genau«, wisperte Lisa. »Außer vielleicht Herr Fleck. Uns hat man früher immer nur erzählt, dass sie das letzte Teilstück einer uralten Bahnverbindung aus dem 19. Jahrhundert sind, die irgendwann abgerissen wurde.«



»Aber dann hätten die Schienen ja keinen Anfang und kein Ende mehr.«

Lisa nickte.

»Und wie sollen dann die Waggons auf die Gleise gekommen sein?«, fragte Chris.

Lisa atmete tief durch. »Sieht so aus, als müssten wir sie uns mal aus der Nähe anschauen.«

Beide blickten gleichzeitig auf ihre Unterarme. Sie bemerkten es und mussten grinsen; der Blick war ihnen längst in Fleisch und Blut übergegangen.

Die Siegel waren noch immer nicht erschienen.

»Okay«, meinte Chris und seufzte. »Los geht’s.«

Mit einem Kribbeln im Bauch ergriff Lisa die Hand, die er ihr entgegenstreckte. Ihre Blicke trafen sich, hafteten für einen kurzen Moment aneinander.

Dann erklommen sie gemeinsam das letzte Stück der Schräge und traten auf den Bahndamm.

Die Schattenshow

Wie Teile einer Festung erhoben sich die drei Waggons aus dem Nebel. Lisa und Chris schlichen zwischen den Schienensträngen an sie heran. Plötzlich hielt Lisa inne und zeigte stumm auf die Gleise. Die Räder der Waggons hatten sie so blank poliert, als passierte jeden Tag ein Dutzend Züge diese Stelle.

Chris bückte sich und strich mit einem Finger über den sauberen Stahl. »Merkwürdig. Wie kann ein einziger Zug die Gleise derart sauber scheuern?«

Lisa schüttelte den Kopf. »Das ist unmöglich. Die Schienen waren schließlich dick verrostet.«

»Trotzdem hat er’s getan.«

»Sieht aus, als hätte jemand mit Schmirgelpapier darüber gerieben.«

»Oder mit großem Druck.«

»Großem Druck?«

Chris nickte. »Wenn die Waggons besonders schwer wären, könnten sie so viel Druck auf die Räder ausgeübt haben, dass sie sogar den Rost abgeschmirgelt haben.«

»Aber dann müssten sie viel, viel mehr wiegen als andere Bahnwaggons.«

»Zehn- oder fünfzehnmal so viel«, pflichtete Chris ihr bei. »Mindestens.«

Lisas Blick wanderte hinüber zu den schwarzen Kolossen. Die Außenwände waren fensterlos und vollkommen glatt. Nach wie vor konnte sie nur drei Waggons ausmachen, aber es war durchaus möglich, dass sich weiter vorne, verborgen im Nebel, auch eine Lokomotive befand. Wie sonst hätten die Waggons hierher gelangen sollen – zumal, wenn sie wirklich um ein

Vielfaches mehr Gewicht besaßen als üblich? Und welche Lokomotive hatte überhaupt eine solche Kraft?

»Hörst du irgendwas?«, fragte Lisa unvermittelt.

»Nichts.«

»Warum sind keine Menschen hier?«

»Vielleicht wurden die Waggons nur zwischengeparkt«, mutmaßte Chris, war aber wohl selbst nicht überzeugt davon, denn er schüttelte gleich darauf den Kopf. »Die sehen nicht aus wie normale Eisenbahnwaggons.«

Sie setzen sich wieder in Bewegung und erreichten gebückt das hintere Ende des letzten Waggons. Es gab weder eine Tür, die ins Innere führte, noch einen Mechanismus, an dem weitere Wagen hätten andocken können. Die Wände waren so glatt wie Porzellan, und auch die Räder sahen anders aus, als Lisa es von normalen Zügen in Erinnerung hatte. Irgendwie größer. Und schwerer. Und welchen Zweck hatten all die kleinen Spitzen, die aus den Rädern ragten und sich wie winzige Tentakel an den Gleisen festgesaugt hatten?

Lisa gefiel diese Entdeckung überhaupt nicht. Die Spitzen verliehen den Waggons etwas seltsam Organisches – so als wären sie nicht gebaut worden, sondern *gewachsen.*

Chris berührte die Außenwand des Waggons.

»Warm«, stellte er verblüfft fest. »Was für ein Material ist denn das?«

Lisa streckte zögernd die Hand aus und legte die Fingerspitzen an den Wagen. »Fühlt sich an wie … hm, nicht wie Plastik. Auch nicht wie Metall.«

Sie sahen einander an, und Chris sprach schließlich aus, was beide dachten:

»Wie Haut.«

Lisa riss die Finger zurück, als hätte sie ein totes Tier berührt. Auch Chris trat einen Schritt nach hinten.

»Wir könnten uns täuschen«, sagte er halbherzig. »Ich meine, es könnte irgend so ein neues synthetisches Material sein.«

»Klar«, erwiderte Lisa, »und ich bin die Königin von Saba. Die Oberfläche ist *weich*, Chris!«

Selbst jetzt, da sie ihre Hand zurückgezogen hatte, konnte sie das Material – die Haut! – noch an ihren Fingerspitzen spüren, so als wäre ein Stück davon an ihr haften geblieben. Hastig wischte sie sich die Hand an ihrem T-Shirt ab. Doch da war nichts – ihre Finger waren vollkommen sauber.

»Gehen wir weiter?«, fragte sie leise. Das Rendezvous mit Chris hin oder her – im Augenblick wäre ihr wohler gewesen, wenn Kyra und Nils bei ihnen wären. Aber natürlich sprach sie das nicht aus. Sie wollte sich vor Chris keine Blöße geben, obgleich das natürlich Unsinn war. Sie waren beste Freunde, und sie wussten alles übereinander. Na ja, fast alles.

»Wir sollten lieber vorsichtig sein«, sagte er und ergriff abermals wie selbstverständlich ihre Hand. Zusammen schlichen sie an der Seitenwand entlang, bis der zweite Waggon in Sicht kam.

»Was ist das denn?«, entfuhr es Chris.

Normalerweise, das wusste Lisa, hätte es zwischen dem hinteren und mittleren Waggon ein Gewirr aus Stahlrohren und Kabeln geben müssen – doch stattdessen schienen die beiden Wagen miteinander verwachsen zu sein wie die narbigen Ränder einer Wunde. Gewellte, unsymmetrische und, ja, irgendwie *lebendige* Stränge verbanden die beiden Wagen miteinander und verschmolzen ohne Übergang mit den Außenwänden.

Lisa schüttelte sich. »Wir verschwinden besser.«

»Aber die Siegel«, versuchte Chris sie und sich selbst zu beruhigen. »Sie sind noch immer nicht aufgetaucht.«

»Willst du vielleicht abwarten, bis eines dieser Dinger statt einer Tür ein Maul aufreißt?«

Chris sah sie mit großen Augen an, so als hätte Lisa etwas

ausgesprochen, das ihm selbst gerade in den Sinn gekommen war. Dann nickte er rasch. »Okay. Lass uns nur noch nachschauen, ob es weiter vorne vielleicht so was wie eine Lokomotive gibt.«

»Und wenn nicht?«

Chris' Gesichtsausdruck wechselte, er öffnete den Mund zu einer Antwort. Dann aber schüttelte er nur stumm den Kopf und ging voraus.

Sie passierten den mittleren Waggon und kamen zum vorderen. Jetzt konnten sie deutlich erkennen, dass es keine weiteren Wagen gab, auch keine Zugmaschine. Es war, als wären die drei Waggons einfach aus dem Nichts aufgetaucht.

»Vielleicht brauchen sie gar keine Lokomotive«, meinte Lisa im Flüsterton. »Ich meine, jedes Kind sieht doch, dass das keine normalen Waggons sind. Vielleicht hat jeder einen eigenen Motor.« *Falls sie so etwas wie Motoren überhaupt nötig haben!*

»Das reicht«, sagte Chris. Auch er hatte die Stimme gesenkt. »Wir hauen ab.«

Gleich vor ihnen lag der altvertraute Trampelpfad, der von den Schienen hinab auf die Wiesen führte. Das konnte ihnen nur recht sein – so mussten sie sich nicht erneut durch die Brombeersträucher kämpfen. Und sie mussten nicht noch einmal an den drei Waggons vorbei.

Während des Abstiegs warfen beide unsichere Blicke zurück zu den finsteren Umrissen auf den Gleisen.

»Hast du schon mal einen Zug ohne Türen gesehen?«, fragte Lisa, als sie schließlich auf der Wiese standen.

»Noch nie.«

»Der hier hatte keine.«

»Vielleicht auf der anderen Seite.«

»Meinst du das ernst?«

Chris wich ihrem Blick aus. »Zuerst einmal sollten wir raus-

finden, wohin die Schienen führen. Dann wissen wir vielleicht bald, was das alles zu bedeuten hat.«

»Übrigens, Chris«, Lisa fasste ihn am Arm, »wir haben uns noch gar nicht gefragt, was die Waggons mit der Schattenshow zu tun haben.«

»Vielleicht gar nichts.«

Lisa rümpfte die Nase. »Ach, sie stehen ganz zufällig gerade heute dort?«

»Wenn sie zur Show gehören, müsste irgendwer sie entladen, oder?«, verteidigte sich Chris. »Da oben war kein Mensch, und aus Waggons ohne Türen kann man auch nichts raustragen.«

Lisa wandte sich ab. Mutmaßungen brachten sie nicht weiter. Eilig liefen sie einen Feldweg hinunter bis zur Kieselwiese, fischten ihre Räder aus den Brennnesseln und fuhren, so schnell es der Nebel zuließ, zurück in die Stadt.

Hinter dem Stadttor stieg Chris plötzlich in die Bremsen. »Warte mal.«

»Was denn?«

»Sieh mal, das Schaufenster.« Er zeigte auf die Auslage von Tante Kassandras Teeladen. An der Scheibe klebte ein Plakat. »Das hing vorhin noch nicht da«, sagte Chris. »Da bin ich ganz sicher.«

Lisa fuhr näher heran und las:

DIE SCHATTENSHOW
Heute um Mitternacht!
Ihr wisst schon, wo.

Sie sahen einander an, und Lisa bemerkte, dass Chris offenbar ebenso unwohl zu Mute war wie ihr selbst. Die letzte Zeile – *Ihr wisst schon, wo* – beunruhigte sie am meisten. Damit konnten

doch unmöglich sie gemeint sein.

Oder?

Sie sprangen von den Rädern, lehnten sie gegen das Schaufenster und betraten den Laden. Ein Bimmeln ertönte, als die Tür hinter ihnen zufiel.

Der Duft hunderter Teesorten schlug ihnen entgegen, würzig und aromatisch, und doch eine Spur zu intensiv für Lisas Geschmack. Die Wände des urigen kleinen Raums waren voller Regale, in denen eine Unzahl bunter Teedosen stand. Direkt vorm Fenster befand sich ein runder Tisch, an dem Kunden den Tee ihrer Wahl kosten durften.

Oft saßen dort die vier Freunde und ließen Kassandras neueste Teesorten über sich ergehen. So nett Kyras Tante auch war, so unmöglich war es, sie abzuweisen, wenn sie einem eine ihrer exotischen Neuentdeckungen unter die Nase hielt. Lisa hoffte nur, dass sie diesmal davon verschont bleiben würden.

»Ach, ihr seid's!«, rief Tante Kassandra, als sie durch die Hintertür den Laden betrat und die beiden entdeckte. »Hallo. Wie geht's deinem Bruder, Lisa?«

»Schon viel besser. Tag, Frau Rabenson.«

Chris nickte ihr zu. »Hallo!«

Kassandra deutete auf die Stühle am Tisch.

»Setzt euch doch.«

»Wir haben eigentlich gar keine Zeit«, sagte Lisa rasch. »Kyra wartet im Stadtarchiv auf uns.«

Kassandras Miene verfinsterte sich. »Seit Dea wieder aufgetaucht ist, verbringt Kyra viel zu viel Zeit dort unten.«

Lisa wusste nicht recht, ob sie Kassandras Worten zustimmen sollte, auch wenn sie insgeheim ihre Ansicht über Kyras Eigenbrötlerei teilte. Zumindest nach außen hin aber war sie nicht gern einer Meinung mit Erwachsenen.

»Wir wollten eigentlich nur fragen, wer das Plakat draußen am

Fenster aufgehängt hat.«

»Ein Plakat?« Kassandras Blick fiel erstaunt auf die Rückseite des Aushangs draußen an der Scheibe. »Das ist ja ein Ding! Da hätte man mich wenigstens fragen können!«

Sie trat ins Freie und riss das Plakat herunter. Es hatte scheinbar wie von selbst am Glas gehaftet, als hätte es eine stetige Windböe dagegen gedrückt. Stirnrunzelnd brachte Kassandra es mit in den Laden.

»Wisst ihr, was das zu bedeuten hat?«, fragte sie, nachdem sie die Aufschrift gelesen hatte.

»Nicht wirklich«, sagte Chris. »Na ja, wir haben da so ’ne Ahnung …«

Kassandras rechte Augenbraue zuckte alarmiert nach oben. »Schon wieder die Siegel?« Sie wusste über alles Bescheid. Schon zweimal war sie Kyra und den anderen zu Hilfe gekommen – so auch beim Kampf gegen den wieder erweckten Hexenmeister Abakus, bei dem die Freunde die Siegel verliehen bekommen hatten. Wie kein anderer erlebte Kassandra die Abenteuer der vier Freunde mit und litt dabei ständig unter der Gewissheit, dass sie nichts gegen den Einfluss der magischen Male unternehmen konnte. Die Freunde waren letztlich auf sich selbst gestellt.

»Bisher sind die Siegel noch nicht erschienen«, sagte Lisa widerstrebend. Als Beweis präsentierte sie Kassandra ihren Unterarm. »Sehen Sie?«

Kassandra blieb argwöhnisch. »Aber ihr habt doch einen Verdacht?«

»Wissen Sie vielleicht, wohin die alten Bahnschienen führen?«, fragte Chris.

»Nirgendwohin. Als ich noch ein Kind war, wollten wir immer daran entlanggehen, bis zum Ende, aber dann haben wir es doch nie getan.«

»Glauben Sie, Herr Fleck könnte uns weiterhelfen?«

Kassandra nickte. »Im Zweifelsfall weiß er alles über diesen Ort. Und was ihm gerade nicht einfällt, kann er in seinem Archiv nachschlagen.« Sie schenkte den beiden ein mahnendes Lächeln. »Aber habt ihr mir nicht gerade erzählt, ihr kommt aus dem Stadtarchiv?«

Lisa und Chris wechselten einen raschen Blick. »Ähem, nein … Ich hab nur gesagt, dass Kyra dort auf uns wartet«, meinte Lisa schließlich.

»So, so. Dann wart ihr also nicht zufällig gerade am Bahndamm?«

Chris seufzte. »Doch, schon. Deshalb wollen wir ja mehr darüber erfahren.«

»Hat diese ganze Aufregung etwas mit dem Nebel zu tun? Ich kann mich nicht erinnern, jemals eine solche Suppe hier in Giebelstein erlebt zu haben.«

»Wissen wir nicht«, antwortete Lisa wahrheitsgemäß. »Wirklich nicht. Aber es könnte schon sein.«

Kassandra musterte die beiden und vergaß darüber sogar, ihnen einen ihrer grässlichen Tees anzubieten. »Ihr achtet doch darauf, euch von allem Ärger fern zu halten, ja?« Sie schaute auf das Plakat in ihrer Hand. »Und von dieser … Schattenshow. Was immer das auch sein mag.«

»Klar.«

Die beiden schlüpften aus der Ladentür.

»Tschüss, Frau Rabenson!«, rief Chris.

»Bis dann«, rief Lisa.

Kassandra blieb mit einem Kopfschütteln in der Tür stehen und blickte ihnen sorgenvoll hinterher. Ihre Hände zerknüllten langsam das Plakat.

Lisa und Chris sprangen auf ihre Räder und schossen die Hauptstraße hinunter, ungeachtet des wallenden Nebels.

Nirgends war ein Mensch zu sehen. Wer nicht ohnehin bei der Arbeit war, blieb bei diesem Wetter zu Hause, schlürfte Kaffee oder heiße Schokolade und mummelte sich auf dem Sofa in eine Decke. So gesehen bewirkte der Nebel etwas, das selbst die heftigsten Regenfälle nicht vermochten – er war den Leuten unheimlich und isolierte sie voneinander. Tante Kassandras Teeladen war bestimmt nicht das einzige Geschäft, das heute keine Kundschaft hatte.

Vor dem Rathaus stellten Lisa und Chris ihre Räder in den Fahrradständer, huschten am Empfang vorbei und eilten die Treppe zum unterirdischen Stadtarchiv hinunter. In den Kellergewölben roch es muffig und ein wenig nach faulem Zahn, so als nagten Alter und Feuchtigkeit an den Fundamenten des Gemäuers.

Auf ihr Klopfen hin ließ Herr Fleck sie ein. Er war sehr alt und hatte einen wirren, weißen Haarkranz, der wie ein Heiligenschein um seinen Kopf lag. Sein Blick war stechend, aber immer auch ein wenig amüsiert, wenn er die Freunde sah, so als wunderte er sich jedes Mal von neuem, weshalb wohl Teenager in ihrem Alter so viel Interesse an der Geschichte und dem finsteren Treiben im historischen Giebelstein zeigten. Dabei kannte er die Wahrheit natürlich längst; neben Tante Kassandra war er der einzige Erwachsene in Giebelstein, der über die Sieben Siegel Bescheid wusste. Ansonsten ahnte niemand etwas davon. Lisa hatte es nicht einmal Toby erzählt.

Sie begrüßten Herrn Fleck freundlich und hielten Ausschau nach Kyra.

»Sie sitzt unten im zweiten Kellergeschoss«, erklärte der Archivar. »Die Aufzeichnungen ihrer Mutter sind, vor allem in den frühen Kapiteln, in Mittelhochdeutsch geschrieben, deshalb muss sie immer wieder in Wörterbüchern und Lexika nachschlagen.« Er kicherte, so als bereitete ihm dieser Gedanke eine diebische Freude. »Nun, sie wird gewiss nicht dümmer davon. Seid ihr hier, um ihr zu helfen?«

Lisa entging nicht, dass Chris erstaunlich schnell den Kopf schüttelte. »Eigentlich wollten wir Sie etwas fragen«, sagte er.

»Um was geht's denn?«

Während Chris dem alten Mann in kurzen Zügen die Situation schilderte, schaute Lisa sich im Archiv um. Obwohl sie Herrn Fleck mochte, waren ihr die Räumlichkeiten nicht geheuer, erst recht nicht, seit der Archivar hier unten von den Geistersklaven des dämonischen Boralus attackiert worden war. Nahe der Tür stand ein antiker Schreibtisch, auf dem gelbstichige Bücher, uralte Schriftrollen und lose Dokumentenstapel aufgetürmt waren. Schmale Regalgänge führten tief in die unterirdischen Bücherhallen des Archivs, das sich in zwei Kelleretagen unter dem gesamten Marktplatz erstreckte. Es gab viel zu wenig Licht und so gut wie keine Möglichkeit zur Entlüftung. Der Geruch des alten Papiers war vermutlich seit Jahrhunderten derselbe. Überall schienen sich die Schatten zusammenzuballen wie Kokons in einem schwarzen Spinnennetz.

Nachdem Chris geendet hatte, sagte Herr Fleck: »Kaum jemand weiß noch etwas über die alte Bahnlinie. Ich habe irgendwo Unterlagen darüber, aber ein wenig kann ich euch auch so erzählen. Ich möchte nur kurz ein paar Dinge nachschlagen.«

»Wir schauen in der Zwischenzeit, was Kyra so treibt«, sagte Lisa und folgte Chris durch einen der schmalen Büchergänge zur einzigen Treppe, die hinab in die zweite Etage führte. Unterirdische Luftströme jammerten in der Ferne, so als befänden sie sich am Eingang eines endlosen Systems von Grotten.

»Ich verstehe nicht, wie Kyra es hier so lange aushält«, flüsterte Lisa, als sie die enge Wendeltreppe hinunterstiegen.

»Mein Ding wäre das auch nicht«, stimmte er ihr zu.

»Ich find's schon schlimm genug, wenn wir uns mit Hexen und Dämonen rumschlagen müssen, wenn sie denn tatsächlich

auftauchen – ich muss das nicht auch noch in der übrigen Zeit tun.«

Er nickte, sagte aber nichts mehr, denn jetzt wurde vor ihnen der gelbliche Schein einer Leselampe sichtbar.

Kyra hockte tief gebeugt über einem aufgeschlagenen Buch – den handschriftlichen Aufzeichnungen ihrer Mutter. Die Schrift war winzig und altertümlich. Kyra hielt in einer Hand eine Lupe, in der anderen ein zerfleddertes Nachschlagewerk. Sie hörte die Schritte der beiden und blickte mit einem erleichterten Lächeln auf.

»Hi!«, rief sie ihnen entgegen, als sie nur noch wenige Schritte entfernt waren. »Puh, bin ich froh, mal was anderes zu sehen als staubiges Papier.«

Lisa bemerkte, dass sogar die roten Locken ihrer Freundin eingestaubt waren.

Kyra legte Lupe und Buch beiseite, stand auf und dehnte mit einem Keuchen und Stöhnen ihre Glieder. »Wenn das so weitergeht, bin ich bald stocksteif, und ihr müsst mich hier raustragen.«

Lisa blickte ihr über die Schulter ins offene Buch. Sie konnte nur wenige Bruchstücke auf Anhieb entziffern, aber offenbar ging es um Deas Kampf gegen eine Familie von Leichendieben, die während des Dreißigjährigen Krieges die Schlachtfelder der Umgebung heimgesucht hatte.

»Appetitlich«, murmelte sie.

Kyra grinste. »Sie hatten eine Vorliebe für junge Männer, weil sie –«

»Uh, vielen Dank«, unterbrach Lisa sie. »Das reicht schon.«

Kyra lachte, aber sie wirkte müde und nicht besonders fröhlich.

Chris erzählte zum zweiten Mal, was ihnen widerfahren war, von dem rätselhaften Flugblatt und dem Plakat, vom alten

Bahndamm im Nebel und den drei unheimlichen Waggons. Kyra hörte aufmerksam zu, und schließlich erklärte sie mit einem bedauernden Blick auf das Buch ihrer Mutter: »Ich komme mit.«

Eigentlich hätte Lisa erleichtert sein sollen, schließlich waren sie genau deswegen hier. Doch tief im Innern spürte sie auch einen scharfen Stich. Eigentlich wäre es ihr lieber gewesen, den Abend allein mit Chris zu verbringen.

Den Abend … Tatsächlich, ein Blick auf die Uhr verriet ihr, dass es schon fast halb neun war. Während der Sommermonate blieb es so lange hell, dass die Zeit wie im Flug verging. Der dichte Nebel tat ein Übriges, dass sich das Licht den Tag über nicht verändert hatte. Mit einem Mal erschien Lisa das alles immer unwirklicher, wie in einem Traum.

Ein Traum, in dem sie und Chris die Hauptrollen spielten. Nur einmal, nur heute. Und natürlich ohne Kyra, die zwischen ihnen stand.

Du bist tatsächlich eifersüchtig, schalt sie sich, und der Gedanke war ihr schrecklich peinlich. Dabei war Chris während all der Zeit im Archiv nicht von ihrer Seite gewichen.

Hinter ihnen polterte es, als Herr Fleck die Wendeltreppe herabstieg und sich zu ihnen gesellte. In einer Hand hielt er eine graue Papierrolle mit eingerissenen Rändern.

»Hier, ich hab was für euch gefunden«, sagte er.

Chris blickte neugierig auf die Rolle. »Wissen Sie, wohin die Bahnlinie führt?«

»Geduld, mein Junge, Geduld.« Der Archivar legte das Papier auf den kleinen Tisch, an dem Kyra gesessen hatte, ohne es zu entrollen. »Habt ihr jemals von der alten Sternwarte gehört, tief in den Wäldern im Norden der Stadt?«

»Ich dachte, die Wälder sind unbewohnt«, sagte Kyra.

»Sind sie auch – bis auf diese eine Ausnahme«, entgegnete

Herr Fleck. »Die Sternwarte wurde um das Jahr 1860 erbaut, etwa zehn Kilometer Luftlinie von hier entfernt. Damals tauchten die ersten Forscher auf, um von dort aus den Sternenhimmel zu beobachten. Das Gebäude steht auf einem Hügel mitten im Wald, und rundherum gibt es kilometerweit nichts als Bäume, Bäume und nochmals Bäume. Eine winzige Straße führt von der anderen Seite der Wälder dorthin, aber die ist inzwischen wohl längst zugewuchert. Die letzten Mitarbeiter der Sternwarte mussten angeblich mit Hubschraubern eingeflogen werden. Am Ende erklärte sich kaum noch jemand bereit, in solch einer Einsamkeit zu arbeiten, und das, obwohl es sich um eine der renommiertesten Anlagen Europas handelt.

Es gingen auch seltsame Gerüchte um. Einige von denen, die dort geforscht haben, verließen die Sternwarte Hals über Kopf. Sie behaupteten, im Dunkeln leises Singen aus den Wäldern gehört zu haben, und Stimmen, die ihnen zuriefen, sie würden bald alle sterben. Es kam zu rätselhaften Unfällen. Einer der Wissenschaftler verschwand, und man fand morgens nur noch eines seiner Brillengläser am Waldrand. Das war 1976 oder 77, ich bin mir nicht sicher. Auf jeden Fall kurz nachdem die gesamte Anlage auf den neuesten Stand der Technik gebracht worden war. Danach wurde es immer schwieriger, Personal für die Sternwarte zu finden. Zuletzt arbeitete dort ein gewisser Doktor Karfunkel – Doktor Julius Karfunkel – mit einem kleinen Team von Mitarbeitern. Aber ich habe seit Jahren nichts mehr von ihnen gehört, gut möglich, dass sie längst wieder fort sind.«

»Und was hat die Sternwarte mit der Bahnlinie zu tun?«, wollte Kyra wissen.

»Die Bahnschienen wurden Mitte des 19. Jahrhunderts gelegt, um das Material für die Sternwarte in die Wälder zu schaffen. Auch hat man sich damals erhofft, dass Besucher aus ganz Europa dort hinkommen würden, um die Anlage zu bestaunen. Ihr dürft nicht vergessen, dass Giebelstein früher ein bekannter

Erholungsort war, in den die Menschen von überall herreisten.«

»Davon ist nicht viel übrig geblieben«, klagte Lisa und dachte wehmütig daran, wie schlecht das Hotel ihrer Eltern lief. Heutzutage kamen kaum noch Touristen nach Giebelstein.

»Fuhren denn damals tatsächlich so viele Besucher zur Sternwarte, dass sich solch eine Verbindung lohnte?«, fragte Chris.

Herr Fleck hob die Schultern. »Ich glaube nicht, dass es darüber hier im Archiv Unterlagen gibt – zumindest bin ich noch über keine gestolpert. Fest steht nur, dass im Jahr 1948 einer der Züge entgleiste, und zwar unter ziemlich mysteriösen Umständen.«

»Wieso?«

»Bei dem Unglück gab es eine Menge Tote. Einer der wenigen Überlebenden war der Lokführer. Er behauptete später, er habe riesenhafte Gestalten gesehen, die mit bloßen Händen die Gleise aus ihren Verankerungen rissen, mächtige Wesen mit zottigem Haar und Klauen so lang wie ein ganzer Mensch. Natürlich glaubte ihm niemand, obgleich festgestellt wurde, dass die Schienen tatsächlich zerstört worden waren. Man vermutete, dass ein Blindgänger aus dem Krieg explodiert war, kurz bevor der Zug die Stelle passiert hatte – der ganze Bahndamm war aufgewühlt und die Stahlgleise wie Strohhalme nach außen gebogen.« Der Archivar ließ seinen Blick nachdenklich von einem zum anderen wandern, ehe er fortfuhr: »Die Katastrophe jedenfalls war der Anfang vom Ende. Statt die Unglücksstelle wieder in Stand zu setzen, wurde der Zugverkehr eingestellt, und man begann, die Gleise abzubauen, um sie anderswo zu verwenden. Lediglich das letzte Stück blieb aus irgendwelchen Gründen erhalten – das ist die Strecke, die an Giebelstein vorbei bis zur Sternwarte führt. Wahrscheinlich ist den Verantwortlichen damals das Geld für den Abbau ausgegangen, und so vergaß man die restlichen Schienen einfach.«

»Aber der Bahndamm führt doch am Wald vorüber und nicht hinein«, gab Lisa zu bedenken.

»Das ist richtig. Und die Züge fuhren auch am Ort vorbei – der Bahnhof lag etwas weiter außerhalb. Die Schienen führten dann weiter zu einer der größeren Städte. Das andere Ende aber reichte genau bis zur Sternwarte.«

»Und warum verläuft die Strecke nicht gradlinig in den Wald hinein?«, fragte Chris.

»Das ist in der Tat das Ungewöhnliche. Es hat mit den Bodenverhältnissen in den Wäldern zu tun.« Herr Fleck griff nach der Papierrolle, öffnete sie und breitete sie über den Aufzeichnungen von Kyras Mutter aus. »Schaut her, dann werdet ihr sehen, was ich meine.«

Die Karte war augenscheinlich sehr alt. Sie schien aus der Zeit zu stammen, in der die Bahnverbindung gebaut worden war, denn die Beschriftungen bestanden aus altertümlichen Buchstaben. Lisa, die ein Talent für derlei Dinge besaß, fiel es nicht ganz so schwer wie den anderen, sie zu entziffern, und so entdeckte sie nach kurzer Suche am unteren Kartenrand eine Jahreszahl: 1871.

Der gesamte Papierbogen war mit einem Muster aus stilisierten Bäumen überzogen. Augenscheinlich handelte es sich um eine vollständige Kartografie der Wälder. Giebelstein selbst war darauf nicht eingezeichnet, es lag zu weit vom Waldrand entfernt.

In der Mitte der Karte befand sich ein runder Punkt – die Sternwarte. Das Sonderbare aber war, dass die eingezeichneten Bahnschienen von diesem Punkt aus nicht etwa in einer geraden Linie nach außen führten. Ganz im Gegenteil – sie verliefen in einer perfekten Spirale, so exakt, dass die Zeichnung nahezu mathematisch wirkte. Die Schienenspirale wand sich dreimal um sich selbst, ehe sie am Rand der Karte verschwand.

Chris blickte zweifelnd auf. »So verlaufen die Schienen im Wald?«

»Genau so«, bestätigte Herr Fleck. »In der Form einer Spirale.«

»Aber warum bloß?«

»Weil es nicht anders ging. Die Wälder dort oben sind sehr felsig, und man hätte zahllose Tunnel und Schneisen bauen müssen, um einen kürzeren Weg zur Sternwarte einzurichten. Das Gestein erwies sich als besonders hart und widerspenstig, und nachdem bei einer missglückten Sprengung mehrere Arbeiter ums Leben gekommen waren, gab man das Vorhaben auf. Lieber passte man den Verlauf der Gleise den natürlichen Gegebenheiten an. Sie wurden durch die bestehenden Täler und Schluchten gelegt, und dabei ergab sich diese Form.«

Lisa schüttelte ungläubig den Kopf. »Aber eine *exakte* Spirale? So verlaufen doch keine natürlichen Schluchten!«

»Diese schon«, erklärte der Archivar achselzuckend. »Es ist, als hätte der liebe Gott sie einst mit einem riesigen Zirkel gezogen – oder wer sonst diese Wälder vor Urzeiten geschaffen hat.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Kyra argwöhnisch.

»Ihr wisst ja, dass die Gegend rund um Giebelstein schon immer ein wenig … nun ja, ungewöhnlich war. Als die römischen Legionen vor fast zweitausend Jahren hier einmarschiert sind, entdeckten sie, dass in dieser Region eine besonders große Zahl uralter heidnischer Heiligtümer existierte. Die Kelten und später die Germanen schickten junge Mädchen hierher, damit sie zu Hohepriesterinnen ihrer zahlreichen Götter geweiht wurden. Die Wälder sind noch immer voll von den Überresten der einstigen Heiligtümer, von Steinkreisen und Monolithen und Begräbnisstätten. Euer Hügelgrab ist auch ein gutes Beispiel dafür. Die meisten dieser Orte lagen seit jeher in den Wäldern im Norden. Von dem Hügel aus, auf dem später die Sternwarte errichtet wurde, haben schon die keltischen Druiden die Gestirne beobachtet. Die ganze Anlage steht auf antiken Ruinen, viele tausend Jahre alt.«

»Tempelruinen?«, entfuhr es Lisa.

Herr Fleck verzog das Gesicht. »Die Kelten bauten keine Tempel für ihre Götter, wie es etwa die Griechen oder Römer taten. Aber sie errichteten Steinkreise wie zum Beispiel Stonehenge in England, oder sie legten heilige Haine an, kleine Wälder, von denen sie annahmen, dass dort die Götter ein und aus gingen. Eine solche Anlage muss auch auf dem Hügel gestanden haben, und Reste davon liegen gewiss immer noch tief unter den Fundamenten der Sternwarte begraben.« Er seufzte leise. »Nach all den Unglücken zu urteilen, die im Laufe der Jahre rund um die Sternwarte geschehen sind, war es offenbar kein freundlicher Gott, der dort verehrt wurde.«

Chris legte die Stirn in Falten. »Sie denken, irgendwas davon ist … hm, irgendwie übrig geblieben?«

»Etwas von einem heidnischen Gott?«, fragte Lisa mit großen Augen.

»Zumindest der Ort, an dem er verehrt wurde«, bestätigte der Archivar.

»Bestimmt hat man dort auch Menschenopfer gebracht«, mutmaßte Kyra. Lisa schenkte ihr einen strafenden Seitenblick.

Herr Fleck lächelte. »Die keltischen Druiden haben keine Menschen geopfert, das ist nur ein Gerücht. Es gibt keinerlei Beweise dafür.«

Kyra ließ nicht locker. »Wenn die Anlage aber schon vor den Kelten existiert hat? Auch von Stonehenge weiß keiner so genau, wann es errichtet wurde – und von wem.«

Der alte Mann nickte bedächtig. »Theoretisch ist das natürlich möglich. Sicher ist nur, dass der Sternwartenhügel schon in uralter Zeit ein Ort war, von dem die Menschen glaubten, er sei dem Mond und den Sternen besonders nahe. Und natürlich ihren dunklen, grausamen Göttern.«

Die Erwähnung des Mondes erinnerte Lisa unangenehm an

ihre Erlebnisse mit dem Dornenmann. Damals hatte eine Hexe des Arkanums den Mann im Mond heraufbeschworen. Und so harmlos, so kindisch die Vorstellung auch war – er hatte sich als schreckliche Kreatur aus purem Mondschatten in Giebelstein materialisiert und den Freunden eine Hetzjagd auf Leben und Tod geliefert. Erst am Hügelgrab war es ihnen gelungen, ihn zu besiegen, weil von dort aus eine unbegreifliche magische Verbindung zum Mond bestanden hatte. Wie viel stärker musste solch eine Verbindung dann aber erst zwischen dem Mond und dem Hügel in den nördlichen Wäldern sein?

Lisa atmete tief durch. Ihr kam eine böse Vorahnung. Plötzlich hatte sie eine Gänsehaut.

»Aber was hat das alles mit unseren Waggons zu tun?«, fragte sie in die Runde.

Chris räusperte sich. »Wenn die Gleise tatsächlich bis zur Sternwarte führen, kann der Zug eigentlich nur von dort gekommen sein, oder?«

»Oder von irgendwo aus dem Wald«, gab Lisa zu bedenken. Vor ihrem inneren Auge formte sich erneut das Bild, das die Worte des Archivars heraufbeschworen hatten: riesige, schemenhafte Gestalten, die bucklig über den Bahndamm gebeugt standen, ihre mannslangen Krallen unter die Stahlgleise schoben und sie mit bloßen Händen aus den Verankerungen rissen, sie verdrehten und verbogen wie weichen Kupferdraht. Muskulöse Giganten mit zottigem Haar, wilde Kreaturen, halb unsichtbar im Nebel.

Im Nebel?

Wieso sah sie Nebel in dieser Szene? Vielleicht lag es an dem bedrückenden Wetter. Der Gedanke, dass es vermutlich schon dunkel sein würde, wenn sie die Archivgewölbe verließen, ließ sie noch stärker frösteln. Dunkelheit *und* Nebel waren wirklich zu viel des Guten.

»Wir müssen auf jeden Fall um Mitternacht zu dieser Show«,

sagte Kyra entschlossen.

»Noch hat keiner Lisas Frage beantwortet«, sagte Chris beharrlich. »Wo ist die Verbindung zwischen diesen Waggons, den Wäldern und der Sternwarte?«

»Und den alten Göttern«, fügte Lisa halblaut hinzu und spürte dabei ein Rumoren im Bauch. Die anderen sahen sie an, als hätte sie die Pointe eines guten Witzes verdorben – mit dem Unterschied, dass die Umstände wirklich alles andere als lustig waren.

Herr Fleck fand als Erster seine Sprache wieder. »Vielleicht ist es besser, wenn ihr euch heute Nacht vom Bahndamm fern haltet. Aus den Wäldern im Norden kann nichts Gutes kommen.« Das klang ganz schön abergläubisch, aber ihre gemeinsamen Erfahrungen hatten sie eines Besseren belehrt.

»Könnten wir nicht versuchen, in der Sternwarte anzurufen?«, schlug Chris vor. »Nur um zu hören, ob dort alles in Ordnung ist.«

Der Archivar maß ihn mit einem langen Blick.

»Diese Waggons bereiten dir ziemliche Sorgen, nicht wahr?«

»Sie hätten dabei sein sollen«, kam Lisa Chris zur Hilfe. »Das waren keine normalen Bahnwaggons. Sie sahen aus wie etwas, das überhaupt nie *gebaut* worden ist.«

»Wie etwas Lebendes«, ergänzte Chris.

Einen Moment lang herrschte bedrückende Stille in dem Kellergewölbe. Den Freunden war klar, dass sie nur eine Möglichkeit hatten, den geheimnisvollen Vorgängen am Bahndamm auf die Spur zu kommen: Sie mussten zur Show gehen. Welche andere Wahl blieb ihnen denn auch? Falls der seltsame Zug tatsächlich etwas Dämonisches nach Giebelstein gebracht hatte, würde die Begegnung früher oder später unvermeidbar sein. Da war es besser, wenn die Siegelträger ihren Gegnern zuvorkamen – oder zumindest versuchten, so rasch wie

möglich mehr über sie herauszufinden.

Zuvor ließ Kyra es sich jedoch nicht nehmen, von Herrn Fleck einen großen Stapel Bücher auszuleihen – bis auf das Buch ihrer Mutter, das Herr Fleck nicht aus den Händen geben wollte. Chris bot an, ihr ein paar der kiloschweren Bände abzunehmen, aber Kyra war der Meinung, dass sie das auch allein hinbekäme.

Ein Trugschluss, wie sich bald herausstellte.

Auf der engen Wendeltreppe nach oben verlor sie das Gleichgewicht, stolperte nach hinten und polterte in einem Wirbel aus Büchern und flatterndem Papier gegen Chris. Er versuchte noch, sie aufzufangen, konnte sich dann aber selbst nicht mehr halten. Fluchend stürzten sie rückwärts die Treppe hinunter und prallten unten auf den staubigen Steinboden. Dabei schlug Kyra mit dem rechten Fußknöchel so hart auf die Kante der unteren Eisenstufe, dass sie einen Augenblick lang benommen in sich zusammensackte.

Lisa und Herr Fleck waren sofort bei ihnen.

Chris rappelte sich auf. »Nix passiert«, stöhnte er.

Leider galt das nicht für Kyra. Ihr Knöchel begann in Windeseile anzuschwellen und wurde so rot wie ein Granatapfel. Herr Fleck betastete ihn fachkundig – »Das hab ich im Krieg gelernt«, murmelte er düster – und kam zum Schluss, dass der Knöchel verstaucht war.

»Das war’s dann wohl«, keuchte Kyra und ließ sich von ihren Freunden hochhelfen.

Lisa warf Chris einen Blick zu. »Wir bringen dich nach Hause, Kyra. Und dann schauen wir uns zu zweit am Bahndamm um. Ich meine, irgendwer muss ja was unternehmen, oder?«

War da ein kurzes Blitzen in Kyras Augen, ein ganz winziger Augenblick der Erkenntnis? Nein, Lisa musste sich getäuscht haben.

Kyra konzentrierte sich schon wieder ganz auf ihre Schmerzen

und fluchte wie ein Rohrspatz über ihr Missgeschick. Lisa und Chris legten je einen Arm um sie und halfen ihr beim Erklimmen der Treppe. Die Bücher ließen sie unten liegen. Herr Fleck versprach augenzwinkernd, sie später zu stapeln und für Kyra bereitzulegen; sie würden ihr schon nicht davonlaufen, schließlich lägen sie seit Jahrhunderten hier unten im Archiv.

Einen Telefonanruf später traf Tante Kassandra in ihrer klapprigen Ente ein, ungeachtet des dichten Nebels. Gemeinsam luden sie die schimpfende Kyra in den Wagen, und Lisa und Chris mussten ihrer Freundin versprechen, vorsichtig zu sein und auf gar keinen Fall etwas Voreiliges zu unternehmen.

»Und das sagt gerade sie«, meinte Lisa mit einem Lächeln, als der Wagen in den weißen Schwaden verschwand.

Chris nickte. »Kyra hilflos im Bett – Oh Mann, ich möchte jetzt nicht in der Haut ihrer Tante stecken. *Die* schlechte Laune …«

Lisas Blick fiel auf eine Telefonzelle, die nahe beim Eingang des Rathauses stand. Sie musste an Chris' Vorschlag denken.

»Wie sieht's aus, wollen wir's versuchen?«

»Was denn?« Chris war in Gedanken offenbar noch immer bei Kyra.

»In der Sternwarte anrufen.«

»Oh, sicher. Gute Idee.«

Na, dachte Lisa mit einem Stirnrunzeln, du bist ja ganz schön durcheinander.

Das Telefonbuch in der Zelle war uralt und ganz zerfleddert von den vielen herausgerissenen Seiten. Lisa verzog angeekelt das Gesicht, als sie beim Blättern auf einen zurückgelassenen Kaugummi stieß. Doch dann hatten sie Glück und entdeckten tatsächlich die richtige Nummer. Chris benutzte seine Telefonkarte und wählte. Dabei rückte er ein wenig, damit Lisa mithören konnte. Als sie ihr Ohr nah an den Hörer brachte,

berührten sich fast ihre Wangen. Lisa spürte, dass sie eine Gänsehaut bekam – diesmal allerdings nicht aus Angst.

»Geht keiner ran«, sagte Chris nach dem zehnten oder elften Freizeichen. Er drückte die Gabel hinunter, wählte erneut und horchte. Das gleiche Ergebnis.

»Vielleicht ist die Sternwarte wirklich längst verlassen«, vermutete Lisa, »und dieser Doktor Karfunkel und seine Leute sind schon vor Jahren abgezogen.«

Chris nickte nachdenklich und hängte den Hörer ein. »Würd ich gerne glauben. Aber solange die Telefonnummer freigeschaltet ist –«

»Du denkst, da draußen ist vielleicht irgendwas passiert, oder?« Natürlich hatte Lisa diese Möglichkeit selbst in Erwägung gezogen, aber aus irgendeinem Grund hatte sie gehofft, sie nicht aussprechen zu müssen.

Chris zuckte nur mit den Schultern.

Schließlich schwangen sie sich auf ihre Räder und fuhren los, die Hauptstraße hinauf Richtung Norden.

In Richtung der Wälder.

Lisa erkannte, dass ihre Sorge berechtigt gewesen war: Nebel und Nacht vermischten sich zu einer Schwärze so finster wie die Bosheit im Herzen einer Arkanumhexe.

Es war kurz nach zweiundzwanzig Uhr.

Doktor Karfunkel

Die Strahlen ihrer Fahrradlampen bohrten sich keine zwei Meter tief in die Finsternis. Es war, als radelten sie durch den leeren Abgrund zwischen den Sternen, durch ein Reich der Dunkelheit, nah an der Grenze zur Blindheit.

Sie fuhren ein Stück die Landstraße hinauf, bis kurz vor der Abzweigung zur Kirche Sankt Abakus und dem alten Friedhof. Dort bogen sie in einen Feldweg – und sahen plötzlich Gestalten vor sich im Nebel auftauchen, so unvermittelt, dass Chris sein Fahrrad mit einem erschrockenen Ausruf abbremste. Das Vorderrad stellte sich quer, und beinahe wäre er gestürzt.

Ein Gesicht grinste sie an, drei weitere schälten sich dahinter aus der Dunkelheit. Alle vier Gestalten trugen Taschenlampen.

»Müsstet ihr nicht längst im Bett sein?«, fragte der Kerl mit dem schiefen Grinsen. Er war nur wenige Jahre älter als Lisa und Chris, beide kannten ihn vom Sehen aus der Schule. Auch die anderen drei waren Schüler und Schülerinnen der Oberstufe.

»Witzig«, kommentierte Lisa mürrisch.

»Was tut ihr hier draußen?«, fragte Chris. Lisa war nicht sicher, ob das in Anbetracht der Umstände eine allzu clevere Frage war. Sie hatte keine Lust auf Ärger mit den älteren Jugendlichen.

Der Wortführer der vier wollte etwas sagen, doch eines der Mädchen kam ihm zuvor. Es klang etwas versöhnlicher. »Habt ihr auch die Flugzettel gelesen? Von dieser Schattenshow?«

Lisa beschloss, dass es vermutlich keinen Unterschied machte, ob sie schwindelten oder die Wahrheit sagten. »Da wollen wir auch hin. Wisst ihr, wo genau das Ganze stattfindet?«

Der Grinser nickte. »Klar, alle reden davon.«

»Auf der Kieselwiese«, ergänzte das Mädchen.

Lisa und Chris wechselten einen verunsicherten Blick. Es war doch noch gar nicht lange her, dass sie dort gewesen waren und kein Anzeichen von der sonderbaren Show gefunden hatten. Sollten die Veranstalter – wer oder was immer sie auch waren – die Vorbereitungen in so kurzer Zeit getroffen haben? Würden die unheimlichen Waggons entladen sein, wenn sie jetzt an der Wiese eintrafen?

»Hat sich die Sache so schnell rumgesprochen?«, fragte Chris und spielte den Enttäuschten.

»Ein Geheimtipp ist es auf jeden Fall schon seit ein paar Stunden nicht mehr«, sagte das zweite Mädchen. »Nachdem diese komischen Kerle aufgetaucht sind, stand mein Telefon nicht mehr still. Alle wollten sich für heute Abend verabreden.«

Lisa horchte auf. »Was für Kerle?«

»Die Männer mit den schwarzen Masken«, sagte das Mädchen. »Sie sind stumm durch die Straßen gelaufen und haben Zettel verteilt. Hier, ich muss doch meinen irgendwo …«

Sie zog ein zerknülltes Papier aus ihrer Hosentasche.

DIE SCHATTENSHOW

Der Terror von den Sternen

Um Mitternacht auf der Kieselwiese

Lisa zeigte das Blatt Chris. Beide waren verwirrt. Offenbar änderte sich der Wortlaut der Ankündigung alle paar Stunden. Hatten die Veranstalter gefürchtet, ihre vagen Andeutungen auf den ersten Zetteln würden nicht genug Zuschauer anlocken? Was aber hatte es dann mit dem seltsamen Plakat am Teeladen auf sich gehabt?

Der Terror von den Sternen.

Dieser Satz beunruhigte Lisa am meisten.

Als sie und Chris weiterfuhren, rief ihnen der Grinser ein wenig freundlicher hinterher: »Es ist nicht mal halb elf. Noch anderthalb Stunden bis Mitternacht. Ihr braucht euch gar nicht so zu beeilen, die besten Plätze sind bestimmt noch frei.«

Lisa und Chris winkten den vieren zu. Ein paar Sekunden später waren sie im Dunkeln verschwunden.

»Terror von den Sternen«, murmelte Chris. »Das klingt gar nicht gut.«

»Das sehen die anderen offenbar nicht so.«

»Trotzdem. Außerdem deutet es auf –«

»– eine Verbindung zur Sternwarte hin«, führte Lisa seinen Satz zu Ende. Dabei nickte sie beklommen.

»Irgendwas ist dort draußen im Wald passiert.«

»Glaubst du, es hat mit diesem alten keltischen Heiligtum zu tun?«

»Bestimmt. Vielleicht sogar mit dem, was damals geschehen ist, als die Mondhexe den Dornenmann beschworen hat.«

»Na, das ist aber ein bisschen weit hergeholt. Schließlich haben wir ihn doch besiegt. Und nur weil auch damals der Mond der Schlüssel …« Lisa brach ab und schaute Chris forschend an, so als wäre sie selbst nicht von ihren Worten überzeugt.

»Ich glaub ja gar nicht, dass es um den Dornenmann direkt geht«, verteidigte sich Chris. »Aber es wäre schon ein großer Zufall, wenn es keine Verbindung zwischen den Relikten aus vorchristlicher Zeit und den … hm, den Sternen oder dem Mond oder irgendetwas anderem dort oben geben würde.«

»Jetzt redest du wie Kyras Vater in seinen Büchern über Ufos.«

Chris grinste fahrig. »Ich sag ja nicht, dass Aliens gelandet sind. Ich schätze, es hat mehr mit der Sache zu tun, von der Herr Fleck gesprochen hat. Mit der Verbindung zu den alten Göttern.«

Lisa stieß einen leisen Seufzer aus. »Das ist ein ziemliches Durcheinander, oder?« Sie hielt den Lenker mit einer Hand – was angesichts der Schlaglöcher nicht ganz einfach war – und zählte an den Fingern der anderen ab: »Erstens die Sternwarte, die auf einem uralten Heiligtum steht. Zweitens die Beziehung zwischen solchen Heiligtümern, dem Mond und den Sternen. Drittens diese Schattenshow und die merkwürdigen Waggons. Und viertens die Beschwörungen der Mondhexe.«

»Du hast fünftens vergessen«, sagte Chris. Seine Stimme klang plötzlich belegt. Er zeigte Lisa seinen rechten Unterarm.

»Oh nein«, flüsterte sie. Aber es gab jetzt keinen Zweifel mehr.

Auch auf ihrem eigenen Arm waren die Sieben Siegel erschienen.

Die beiden wechselten einen stummen Blick, voller Angst und doch resigniert. Mit einem Mal wurden vor ihnen Stimmen und Gelächter laut. Weitere Jungen und Mädchen waren unterwegs zur Kieselwiese, die meisten um die sechzehn oder siebzehn, und fast alle gingen zu Fuß. Vermutlich war das bei der schlechten Sicht auch vernünftiger. Viele trugen Taschenlampen, sodass Lisa und Chris sie früh genug sehen konnten, um abzubremsen. Nach wenigen Minuten kamen sie nur noch im Schritttempo vorwärts.

Plötzlich brachen sie durch eine Nebelwand – dahinter war die Sicht vollkommen klar. Der Nebel zerfaserte nicht oder löste sich allmählich auf. Nein, er endete abrupt wie mit einem Messer abgeschnitten. Erst in einer Entfernung von etwa zweihundert Metern wuchs er wieder wie eine schwarze Wand empor. Es war, als hätten sie eine Blase innerhalb des Nebels und der Dunkelheit betreten. Eine Blase, die die komplette Kieselwiese und einen Teil des Bahndamms umschloss.

Lisa kam sich vor wie eine Figur in einer riesenhaften Schneekugel. Warte nur ab, dachte sie sarkastisch, gleich wird

uns jemand schütteln, und dann regnet es Sterne vom Himmel.

Sterne?

Ihr lief eine Gänsehaut über den Rücken, sie hatte aber keine Zeit, den Gedanken weiterzuverfolgen. Der Anblick, der sich ihnen bot, beschäftigte sie vollauf.

Die Kieselwiese war kaum wieder zu erkennen. Zum einen war sie voller Menschen – Lisa schätzte, dass sich mindestens hundert Jugendliche eingefunden hatten, zwischendrin auch ein paar Erwachsene. Zum anderen hatte man vier Scheinwerfer aufgestellt, an jeder Ecke der Wiese einen – schwarze Stangen, auf deren Spitzen derart grelle Lichtkugeln schienen, dass die Form der eigentlichen Lampengehäuse nicht mehr zu erkennen war. Von ihnen wurde das Gelände taghell erleuchtet, so als hätten die Besucher die Nacht draußen im Nebel zurückgelassen.

Unwillkürlich hatte Lisa das Gefühl, sich nicht länger im Freien zu befinden; tatsächlich machte das Ganze den Eindruck eines hohen Raumes, dessen Wände aus Nebelschwaden geformt waren.

Hoch oben auf dem Bahndamm, an der gegenüberliegenden Seite der Nebelblase, thronten die drei Waggons, schwarz und schillernd, als hätte man sie mit Öl bestrichen.

Die Waggons aus den Wäldern.

Aus Wäldern, in denen angeblich Riesen hausten, die ganze Schienenstränge verwüsteten.

Lisa kam ein Gedanke, und ehe sie sich versah, hatte sie ihn laut ausgesprochen. »Wenn die Gleise tiefer im Wald wirklich zerstört sind, egal, ob nun von Riesen oder einer Fliegerbombe, wie konnten dann die Waggons von der Sternwarte hierher fahren? Falls sie überhaupt von dort gekommen sind.«

Chris löste seinen Blick fast ein wenig widerwillig vom Spektakel auf der Kieselwiese. »Wer immer solche Wagen baut,

der kann vermutlich auch ein paar kaputte Schienen reparieren oder –«, er schluckte, »– sie einfach mit demselben Zeug überbrücken, aus dem auch die Waggons bestehen.« Chris senkte seine Stimme.

»Vielleicht hat er das Loch in den Gleisen einfach *zuwachsen* lassen.«

Lisa sah, dass seine eigenen Worte ihn schaudern ließen.

»Schau mal, dahinten!«

Chris' Blick folgte ihrer ausgestreckten Hand. An der Schräge des Bahndamms standen drei Gestalten in dunklen Overalls und blickten über die Menge. Jetzt entdeckte sie drei weitere an der Ostseite der Wiese, und noch einmal drei im Westen. Es schien so, als bewachten sie die Grenzen der sonderbaren Nebelblase.

Alle neun hielten in ihren Händen dicke Bündel aus Fäden, an deren Enden riesige Sträuße aus schwarzen Luftballons schwebten. Die dunklen Kugeln wippten gasgefüllt über ihren Köpfen und tanzten unmerklich auf und ab.

Die Jugendlichen standen in Gruppen beieinander, unterhielten sich, lachten und fieberten gespannt dem Beginn der Show entgegen. Falls irgendwer sich über die ungewöhnlichen Waggons und die neun Gestalten wunderte, so tat er sie vermutlich als Teil der Schattenshow ab.

»Warum tragen sie Masken vor den Gesichtern?«, fragte Lisa leise. Tatsächlich sah es aus, als hätten sich die neun Männer schwarze Strumpfmasken über die Köpfe gezogen. Soweit Lisa es aus der Entfernung erkennen konnte, waren ihre Gesichter vollkommen glatt. Keine Augen, keine Münder, keine Nasen oder Ohren. Und kein Haar.

»*Falls* es Masken sind«, gab Chris düster zurück.

Lisa nickte beklommen. »Sie sehen aus, als wäre ihre Kleidung aus demselben Material wie die Waggons.«

Oder sogar ihre Körper.

Wesen aus Gestalt gewordenem Schatten. Das hatten sie schon einmal erlebt – damals beim Dornenmann. Und doch war es heute ganz anders. Massiver. Greifbarer. Gefährlicher.

Plötzlich kam Bewegung in die Menge. Die Unterhaltungen brachen hier und dort ab. Lisa schaute nach vorn und erkannte, dass sich im mittleren der drei Waggons eine Öffnung aufgetan hatte. Sie war annähernd oval, aber ihre Ränder schienen sich sanft zu bewegen wie die Lippen eines Fischmauls. Es konnte keine optische Täuschung aufgrund des Nebels sein, denn zwischen Lisa und den Waggons war kein Nebel mehr.

Eine weitere Gestalt erschien in der Öffnung. Sie sah anders aus als die Übrigen: Der Mann hatte ein Gesicht. Ein hageres, bleiches Gesicht, fast wie das eines Toten. Er trug einen schwarzen Frack wie ein Zirkusdirektor, und auf seinem Kopf saß ein schwarzer Zylinder. Er hielt einen Stock aus Ebenholz mit silbernem Knauf in der Hand.

Lisa und Chris lehnten ihre Fahrräder gegen einen Zaunpfosten, ohne den Mann im Waggon aus den Augen zu lassen. Er blickte mit zufriedener Miene über die Menge, schenkte den beiden aber kein besonderes Augenmerk. Dann nickte er dreimal – einmal direkt zu den drei Gestalten am Fuß des Bahndamms, einmal nach Westen und einmal nach Osten. Sofort setzten sich die neun Schattenmänner in Bewegung und begannen, ihre schwarzen Luftballons an die Besucher zu verteilen.

Lisa kam die Atmosphäre immer fremdartiger, immer unwirklicher vor. Wie durch einen Schleier sah sie das vergnügte Lachen auf den Gesichtern der Mädchen und Jungen, denen die Gestalten Ballonfäden in die Hände drückten; sah, wie die schwarzen Kugeln etwa einen Meter über ihren Köpfen zitterten, obwohl doch nicht der leiseste Windhauch zu spüren war; sah den Mann im Frack lächeln, während um ihn die Ränder der Öffnung waberten wie das Todeszucken schwarzer Quallen an einem Meeresstrand.

»Wir müssen irgendwas tun«, flüsterte Chris. Ein Anflug von Verzweiflung klang aus seiner Stimme.

Lisa wusste, was er meinte. Auch sie beschlich beim Anblick der Menge ein Gefühl tiefer Hilflosigkeit. Was konnten sie schon gegen den Mann im Waggon und seine Diener unternehmen?

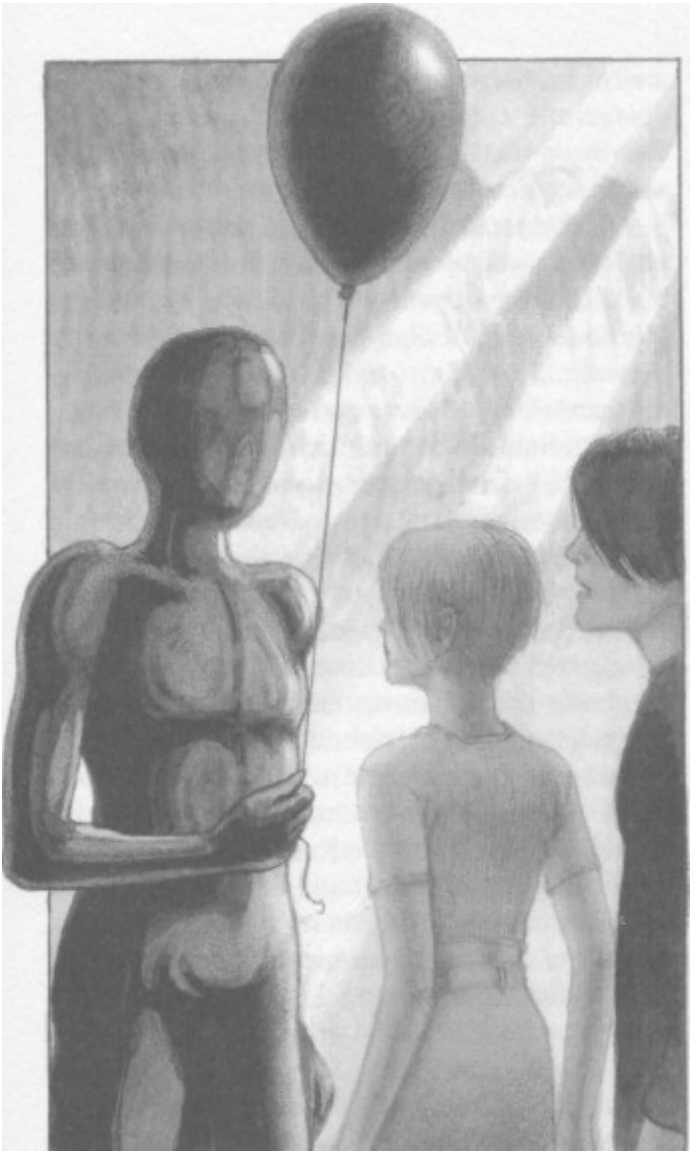
Bevor sie einen klaren Gedanken fassen konnte, stand plötzlich eine der schwarzen Gestalten vor ihr. Stumm hielt sie Lisa einen Ballon entgegen.

»Für … für mich?«, fragte sie benommen.

Der Gesichtslose nickte. Lisa konnte jetzt erkennen, dass die Oberfläche seiner hautengen Kleidung – *oder seiner Haut* – in der Tat aus dem gleichen Material bestand wie die drei Waggons auf dem Bahndamm. Sein Gesicht wirkte aus der Nähe weniger maskenhaft als vielmehr unvollendet. So als hätte jemand versucht, aus der schwarzen Masse Menschen zu formen und dabei vergessen, ihnen individuelle Züge zu verleihen. Der Kopf der Gestalt war nichts als ein blankes, spiegelglattes Oval. Er erinnerte Lisa ein wenig an die Totenschädel der Gefallenen Engel, denen sie auf einer Insel in der Ägäis begegnet waren. Und doch sahen diese Köpfe hier ganz anders aus, allein schon, weil sich Lisas eigene Züge auf dem glatten Kopf des Schattenmannes spiegelten.

So, als würde er mir mein Gesicht stehlen. Wenn er davongeht, sieht er vielleicht aus wie ich. Und ich wie er!

Aber die Gestalt trat einen Schritt beiseite, um auch Chris einen Ballon zu reichen, und Lisas Spiegelung auf seinem Schädel verblasste. An ihre Stelle trat Chris' Reflexion. Doch auch diese verschwand, als der Schattenmann seine Runde fortsetzte und auf die nächste Besuchergruppe zuging, die hinter den beiden aus dem Nebel brach. Es waren die vier Jugendlichen, mit denen sie auf dem Weg hierher gesprochen hatten.



»Komm«, sagte Chris gedämpft, »lass uns näher zum Bahndamm gehen. Wir sollten uns den Kerl da oben mal genauer ansehen.«

»Ist das wirklich eine gute Idee?«

Er zuckte nur die Achseln, und Lisa war klar, dass sie nicht einfach umdrehen und sich davonmachen konnten. Immerhin waren sie Siegelträger. Die magischen Male waren ebenso Fluch wie Verpflichtung. Die Menschen auf der Wiese hätten sie vielleicht ausgelacht, wenn sie es laut ausgesprochen hätten, doch eines stand fest: Falls irgendwer die Jungen und Mädchen vor der Schattenshow retten konnte, dann waren es Lisa und Chris. Unglücklicherweise hatten sie nicht die geringste Ahnung, wie sie das bewerkstelligen sollten – zumal ihnen die wichtigste Information noch fehlte: Was war es, das der Mann im Frack und seine Kreaturen ihren Opfern antun wollten?

Mit den Ballons in Händen überquerten sie die Wiese. Lisa hatte das Gefühl, dass immer wieder etwas an der Schnur zerrte, die sie in den Fingern hielt.

»Warte mal«, bat sie Chris, als sie etwa drei Viertel ihres Weges zurückgelegt hatten. Sie blieb ganz ruhig stehen und versuchte, ihre Hand mit dem Ballonfaden so still wie möglich zu halten. Sie hatte sich nicht getäuscht. Wieder spürte sie das kaum merkliche Zerren, so als zöge etwas den Ballon hin und her. Und zwar nicht nur nach oben, wie es eigentlich zu erwarten gewesen wäre. Nein, der Ballon versuchte auch nach links und rechts, nach vorne und hinten auszubrechen – so als wäre etwas darin gefangen, das einen Weg nach außen suchte.

»Das darf doch nicht wahr sein«, flüsterte sie. Ihre Finger wurden ganz kalt vor Schreck.

Chris hatte sie beobachtet und dabei auf die Bewegungen seines eigenen Ballons geachtet. Jetzt bemühte er sich, das schwarze Oval am Faden zu sich herabzuziehen, doch der Ballon zeigte sich ungewöhnlich widerspenstig.

»Es geht nicht«, stellte er schließlich fest. »Als würde etwas ihn dort oben festhalten.«

Auch Lisa gelang es nicht, die Kugel nur eine Fingerlänge nach unten zu ziehen. Der Faden blieb straff gespannt.

»Das gibt's doch gar nicht.« Chris nahm die zweite Hand zu Hilfe. Vergeblich. Der Ballon schwebte unvermindert in der Luft.

Lisa versuchte, einen besseren Blick auf das zu erhaschen, was sie im Inneren des Ballons vermutete. »Ich wüsste gerne, was da drin ist«, brachte sie verbissen zwischen den Zähnen hervor.

Doch die schwarze Hülle war vollkommen blickdicht. Lisa drehte sich so, dass der Ballon zwischen ihr und einem der grellen Scheinwerfer schwebte, aber auch das half nicht weiter. Nicht einmal eine vage Silhouette war zu erkennen.

»Aber da *ist* doch irgendwas! Ich kann's ganz genau fühlen.«

Chris nickte beipflichtend. »Wenn wir nur wüssten, was diese Kerle vorhaben …«

Lisa schaute sich erneut auf der Wiese um. Mittlerweile hatte jeder der über hundert Besucher einen Ballon am Faden in der Hand. Die meisten unterhielten sich weiter mit ihren Freunden und schenkten ihren Ballons keine Aufmerksamkeit. Auch das sanfte Ziehen schien niemandem aufzufallen.

Der Mann im Frack stand noch immer in der pulsierenden Öffnung im Mittelwaggon. Hinter ihm war nichts als Dunkelheit, so als verberge ein schwarzer Vorhang das Innere des Wagens. Oder eine Wand aus Schatten.

Ohne ihre Ballons aus den Augen zu lassen, gingen Lisa und Chris weiter. Ganz so hatte ich mir meine erste Verabredung mit Chris nicht vorgestellt, schoss es Lisa durch den Kopf. Die Siegel auf ihrem Arm verlangten all ihre Aufmerksamkeit, ebenso wie die unbekannte Gefahr, in der sie schwebten. Trotzdem warf sie immer wieder unauffällige Blicke zu Chris

hinüber, bis ihr klar wurde, dass er es bemerkte und lächeln musste. Sie wurde knallrot und konzentrierte sich erneut auf die Flanke des Bahndamms.

Hoch über ihnen wölbte sich die Nebeldecke wie ein Spezialeffekt in einem Film. Das düstere Wallen und Wogen sah aus wie Tinte, die jemand in ein Wasserglas träufelte. Möglich, dass es an dem künstlichen Licht der vier Riesenscheinwerfer lag, die die Unterseite der Nebelschwaden in ein irreales, beängstigendes Gleißen tauchten. Lisa hatte das Gefühl, als drückte der Nebel von oben auf sie herab. Vielleicht aber rührte das auch nur von der Ungewissheit über den Inhalt der Ballons. Sie war jetzt überzeugt, dass etwas Lebendiges darin gefangen war. Etwas *Hungriges,* möglicherweise.

»Was, wenn wir sie einfach fliegen lassen«, schlug Lisa vor, jetzt noch leiser, denn sie waren nur noch wenige Schritte vom Bahndamm entfernt. Die drei Schattenmänner mit ihren blanken Gesichtern starrten ihnen augenlos entgegen.

»Auf keinen Fall«, meinte Chris. »Wer weiß, wo sie dann landen. Stell dir vor, irgendein Kind findet so ein Ding in einem Baum, nimmt es mit nach Hause, sticht vielleicht mit einer Nadel hinein und befreit –«

»Schon gut, schon gut«, unterbrach sie ihn hastig. »Du hast ja Recht. Es ist nur … na ja, ich würde diese Dinger gern so schnell wie möglich loswerden.«

»Geht mir genauso.«

Vor ihnen wuchs jetzt die Schräge empor. Über dem Gewirr aus Brombeersträuchern und hüfthohem Unkraut erhoben sich die schwarzen Waggons wie eine vorzeitliche Tempelanlage. Der Mann im Frack stand ähnlich einem Hohepriester eines dämonischen Kults in ihrem Zentrum.

»Ich wünsche Ihnen allen einen guten Abend«, erhob er nun seine Stimme, und schlagartig verstummten die Gespräche der Besucher. Das Meer der schwarzen Ballons zitterte und vibrierte

über ihren Häuptern wie ein gigantischer Rochen, der behäbig auf den Wogen eines Ozeans treibt.

»Es freut mich, dass Sie den Weg hierher gefunden haben«, fuhr der Mann im Frack fort. Er zog galant seinen Zylinder vom Kopf und verbeugte sich. »Seien Sie herzlichst eingeladen zur größten Schattenshow des Universums – und der einzigen, wie ich Ihnen versichern darf.«

Verhaltenes Lachen ertönte, und ein paar Besucher versuchten, trotz des Fadens in ihrer Hand zu applaudieren.

»Mein Name ist Doktor Julius Karfunkel, Herr der Schatten und Schwimmer im Abgrund zwischen den Sternen.«

Lisa und Chris zuckten bei der Erwähnung des Namens zusammen, obwohl er sie nicht wirklich überraschte. Doktor Karfunkel war der letzte Leiter der Sternwarte gewesen. Jetzt gab es keinen Zweifel mehr, dass die abgelegene Forschungsstation mit den Vorgängen auf den Gleisen zusammenhing, ja sogar der Ursprung des unheimlichen Treibens sein konnte.

Wie hatte sich Doktor Karfunkel vorgestellt? *Schwimmer zwischen den Sternen.* Was, zum Teufel, mochte das nun wieder bedeuten?

»Sie werden heute Abend Zeugen einer ganz außergewöhnlichen Darbietung werden, einer Show, die Sie – darauf gebe ich Ihnen Brief und Siegel – Ihr Leben lang nicht vergessen werden.«

»Chris!«

Er wirbelte herum. »Was ist?«

»Hier!« Lisa hielt ihm ihre bebende rechte Hand entgegen. Ihre Finger um den Faden hatten sich geöffnet, und eigentlich hätte der Ballon jetzt davonfliegen müssen. Stattdessen aber schien das Ende der Schnur an der Unterkante von Lisas Handballen zu haften, so als wäre es dort festgeklebt.

»Der Faden …«, stammelte sie, »er hat einen Widerhaken

ausgefahren. Er … er hängt an meiner Hand.«

Chris wollte ihr zu Hilfe kommen, als er bemerkte, dass der Faden seines eigenen Ballons ebenfalls festsaß. Lisa hatte Recht, es sah aus wie ein winziger Haken. Oder wie ein Fangzahn. Es tat nicht weh, kribbelte nicht einmal. Es war ähnlich wie bei einem Mückenstich, den man erst bemerkte, wenn das Insekt längst fort war.

War es möglich, dass die Fäden genau wie eine Mücke etwas aus ihnen heraussaugten?

Chris packte das Ende der Schnur mit der linken Hand und zerrte daran. Erst glaubte er, der Haken stecke zu tief in seiner Haut, doch dann gab der gebogene Stachel nach und löste sich.

Auch Lisa hatte ihre Hand freibekommen. Sie hielt den Faden jetzt ein Stück weiter oben fest. Das Ende mit dem Haken wand sich wie eine winzige Schlange, kam aber nicht mehr an Lisas bloße Haut heran. Nach einigen Sekunden erschlaffte es und baumelte leblos nach unten.

»Was, zum Teufel –«

Chris verstummte, als er sah, dass außer ihnen niemandem aufzufallen schien, was geschah. Alle hatten ihre Gesichter Doktor Karfunkel zugewandt, der mit schriller Stimme in seiner Rede fortfuhr und kommende Sensationen anpries. Worin genau diese Sensationen allerdings bestehen sollten, verriet er mit keiner Silbe.

Lisa war kurz davor, die anderen Besucher lauthals zu warnen, selbst auf die Gefahr hin, die Aufmerksamkeit der Schattenwesen auf sich zu ziehen. Doch ehe sie noch den Mund öffnen und sich mit Chris absprechen konnte, bemerkte sie etwas Erstaunliches. Ihre Nachbarin, ein blondes Mädchen, das mit großen Augen auf den Redner starrte, hielt den Ballon nicht am Ende der Schnur fest, sondern weiter oben. Hieß das etwa, dass es ihr gelungen war, den Ballon zu sich herunterzuziehen? Aber, nein – Lisa sah deutlich den Widerhaken, der sich in die Hand des

Mädchens gebohrt hatte. Der übrige Teil der Schnur hing in einer Schlaufe herunter, die sich erst leicht, dann immer heftiger bewegte. Wie etwas Lebendiges zuckte sie hin und her, und plötzlich kam der Widerhaken aus der Handfläche frei.

Um Lisa herum schien das Gleiche zu passieren. Überall zogen sich die Stacheln aus den Händen zurück. Offenbar hatte der kurze Zeitraum ausgereicht – für was auch immer.

Aber was war es, das die Fäden aus ihren Opfern gesaugt hatten? Blut vielleicht? Oder – »Energie«, flüsterte Chris. »Das muss es sein. Sieh doch nur, wie die Ballons plötzlich hin und her wippen.«

Lisa erkannte, dass er Recht hatte. Sogar einigen der anderen fiel es jetzt auf, denn sie blickten mit unsicherem Lachen zu ihren Ballons auf.

»Was immer in diesen Dingern steckt«, fuhr Chris fort, »es wacht offenbar jetzt erst richtig auf.«

Karfunkel ergriff abermals das Wort, ehe die Verwunderung der Menschen in Beunruhigung umschlagen konnte. »Zur Feier des Beginns unserer Show möchte ich Sie bitten, jetzt alle zugleich die Ballons in den Himmel steigen zu lassen. Ich zähle rückwärts: drei – zwei – und … eins!«

Auf der ganzen Kieselwiese öffneten sich die Hände der Leute.

Hundert schwarze Ballons stiegen empor, schwebten der wallenden Nebeldecke entgegen. Die Jungen und Mädchen klatschten und johlten, als sei dies schon ein besonders gelungener Bestandteil der Schattenshow. In Windeseile durchbrachen die schwarzen Kugeln die Schwaden und wurden von ihnen verschluckt. Zuletzt sah es aus, als triebe ein Windstoß sie nach Süden. Nach Giebelstein.

Lediglich zwei Ballons waren nicht davongeflogen. Ihre Besitzer hielten sie noch immer in den Händen, unsicher, was sie nun tun sollten.

Lisa und Chris wagten nicht, ihre Ballons steigen zu lassen. Allerdings war ihnen klar, dass sie damit die Blicke aller auf sich zogen. Auch die der Schattenwesen.

Doktor Karfunkel streckte die Hand aus und deutete auf die Siegelträger. »Wenn dann bitte auch der Junge und das Mädchen in der ersten Reihe ihre Ballons fliegen lassen würden …«

Sie hatten keine andere Wahl. Schon wandten sich neun gesichtslose Schädel in ihre Richtung.

Lisa und Chris ließen die Schnüre los. Ihre beiden Ballons schnellten abrupt nach oben, so als hätten sie – oder ihr Inhalt – es gar nicht erwarten können, endlich freizukommen. Wie Kanonenkugeln schossen sie aufwärts und verschwanden im Nebel.

»Und nun«, rief Doktor Karfunkel in die Menge und wedelte mit seinem Zylinder, »möchte ich Sie bitten, einer nach dem anderen den Weg durch unsere fantastischen, sensationellen, unfassbaren Schattenwaggons anzutreten.«

Die Menge jauchzte vor Begeisterung.

»Meine Mitarbeiter werden Ihnen helfen, den Bahndamm heraufzusteigen.«

Die neun Schattenmänner rückten vorwärts.

»Und den Anfang machen –«, Karfunkels Augen geisterten über die Häupter der Zuschauer, »– unsere beiden jungen Freunde in der ersten Reihe.«

Lisa stockte der Atem.

Chris ballte die Hände zu Fäusten.

Und von allen Seiten kamen die Schattenwesen näher.

Schattensterne

Kyra lag im Dunkeln und horchte auf das Summen der Mücke.

Sie konnte nicht schlafen. Nicht nur, weil sie fürchtete, das Insekt könne sich jeden Augenblick auf ihr Bein, ihre Hand oder – Gott bewahre – auf ihr Gesicht setzen und seinen Saugrüssel in ihre Haut bohren. Normalerweise verkroch sie sich in solchen Fällen in den Bezug ihres Bettzeugs, tauchte sogar mit dem Kopf darin unter. Sie hasste es, wenn Mücken nachts um ihre Ohren sausten. Vor allem weil die Mistviecher die üble Angewohnheit hatten, sich in ihrem Ohr niederzulassen.

Aber heute Nacht gab es einen anderen Grund, der sie wach hielt. Genau genommen, sogar zwei. Der eine war der Schmerz in ihrem Fußknöchel. Dumm gelaufen, wirklich. Doch damit konnte sie zur Not leben.

Viel schlimmer war die Tatsache, dass Chris und Lisa allein zur Schattenshow gegangen waren. Sie war nicht etwa eifersüchtig, wie Lisa vielleicht vermutet hätte. Natürlich hatte sie Chris sehr gerne. Aber wirklich wichtig war ihr im Moment nur eins: das Vermächtnis ihrer Mutter Dea. Es umfasste für sie mehr als nur das Erbe der Sieben Siegel, es bedeutete auch, sich tiefer gehend mit den Mysterien des Übernatürlichen befassen zu müssen. Seit Kyra an Deas Seite die Anderswelt betreten und dort gemeinsam mit ihrer Mutter die Hexenkönigin Morgana besiegt hatte, war sie entschlossener denn je, in Deas Fußstapfen zu treten. Sie würde dem Arkanum die Stirn bieten, koste es, was es wolle.

Das aber brachte sie zurück zu ihrer eigentlichen Sorge: Was, wenn Lisa und Chris dort draußen in Bedrängnis gerieten? In *dämonische* Bedrängnis? Waren die beiden überhaupt in der Lage, allein damit fertig zu werden?

Die Tatsache, dass vor einer Viertelstunde die Siegel auf Kyras Arm erschienen waren, machte die Sache nicht gerade einfacher. Sie wusste jetzt, dass ihren Freunden Gefahr drohte. Vermutlich auch ihr selbst, aber das wurde von Mal zu Mal unwichtiger für sie. Mit ihrem Wissen wuchs auch ihre Überzeugung, selbst ganz gut auf sich Acht geben zu können.

Vielleicht hatten die drei anderen ja Recht, auch wenn sie es selten offen aussprachen: Kyra wurde mehr und mehr wie ihre Mutter – eine Wandlung, die sich in letzter Zeit noch beschleunigt hatte. Kyra verstand es selbst nicht genau, denn nach wie vor stand sie der Begegnung mit Dea zwiespältig gegenüber, fühlte sich von ihrer Mutter ausgenutzt. Kyra war überzeugt davon, dass Dea sich ihr nur zu erkennen gegeben hatte, weil sie die Hilfe ihrer Tochter im Kampf gegen Morgana benötigt hatte. Und danach war sie erneut verschwunden, unerreichbar fern in der Anderswelt, diesem fantastischen Ort neben unserer Wirklichkeit.

Aber Kyra wollte jetzt nicht an Dea denken und auch nicht an die grandiose Weite der Anderswelt und das Panoptikum ihrer Bewohner.

Es war schon schrecklich genug, tatenlos im Bett zu liegen, während ihre Freunde ihr Leben aufs Spiel setzten. Von allem, was sie in letzter Zeit durchgemacht hatte, war das vielleicht das Schlimmste. Sie fühlte sich verantwortlich für Lisa und Chris, auch wenn die beiden das gewiss weit von sich gewiesen hätten.

Ein feuchtes Schmatzen riss Kyra aus ihren Gedanken.

Erstaunt schaute sie auf und ließ ihren Blick durch die Unordnung in ihrem Zimmer geistern. Der Raum lag direkt unter dem Dach des schmalen Fachwerkhauses, das sie mit ihrer Tante Kassandra bewohnte. Über ihrem Bett trafen sich die beiden Dachschrägen. Auf dem Boden lagen zahllose aufgeschlagene Bücher, nicht mehr die bunten Zeitschriften und Comichefte, die früher den Teppich bedeckt hatten. Die meisten stammten aus

Tante Kassandras Bibliothek und aus dem Stadtarchiv, Bücher über Geister und Zaubersprüche, über Dämonologie und die Kraft des Geistes, ein paar Werke über die Geschichte Giebelsteins und einige Bände aus der *Chronologia Magica*, einem vielbändigen Zauberlexikon, das ihrem Vater gehörte.

Das schmatzende Geräusch wiederholte sich.

Kyra richtete sich im Bett auf und schaute zum Dachfenster. Draußen war es stockdunkel, und nur die Leuchtziffern auf ihrem Radiowecker erhellten schwach die Umgebung. Oft fiel um diese Uhrzeit Mondschein durch die Scheibe, doch heute verbarg der Nebel jeden noch so geringen Schimmer. Kyra konnte das Rechteck des Fensters kaum erkennen, und dennoch war sie sicher, dass die Laute von dort gekommen waren. Es klang, als sei etwas Feuchtes von außen gegen das Glas gefallen.

Ein Vogel, dachte sie im ersten Moment. Tauben landeten öfters auf dem Dach, auch auf dem Fenster. Deren Geräusche klangen jedoch anders. Flattriger.

Kyra schwang die Beine über die Bettkante, bis ein beißender Schmerz ihr schlagartig den verstauchten Knöchel in Erinnerung brachte. Mit einem Keuchen sank sie zurück in die Kissen.

Irgendetwas war da draußen.

Ihre Hand suchte den Lichtschalter ihrer Nachttischlampe. Das Plastik fühlte sich kühl unter ihren Fingerspitzen an. Die Lampe flammte auf und übergoss ihr Bett mit gelblichem Schein. Das Fenster lag am Rande des Lichts, und so konnte Kyra erst beim zweiten Hinsehen erkennen, dass etwas von außen das Glas bedeckte.

Es war nicht der Nebel, wie sie im ersten Moment vermutet hatte.

Es war etwas Glänzendes, Fleischiges.

Es sah aus wie die Unterseite eines Seesterns, nur viel größer. Lebendiger. Kyra zählte sechs Spitzen oder Fangarme, die zu den Enden hin schmal ausliefen. Im Zentrum des pulsierenden Körperbalgs öffnete und schloss sich in raschem Rhythmus eine Vertiefung, die aussah wie ein Mund nach einem besonders üblen Faustschlag, aufgequollen und nässend; die zähe Flüssigkeit, die aus den Winkeln troff, glich sauer gewordener Milch und überzog die Scheibe mit einem schmierigen Fettfilm.

Während Kyra noch entgeistert zum Fenster blickte, lichtete sich der Nebel hinter der Kreatur für wenige Sekunden, und sie konnte durch die Zwischenräume der Sternarme eine ganze Armada schwarzer Ballons sehen, die über das Dach hinwegschwebten. Ganz kurz glaubte sie zu erkennen, wie einer von ihnen platzte, ein Ball aus schwarzem Fleisch in die Tiefe stürzte und sich im Flug zu einer Sternkreatur ähnlich der auf ihrem Fenster entfaltete. In Windeseile verschwand er aus Kyras Blickfeld.

Wurde etwa ganz Giebelstein von diesen Wesen heimgesucht? Einen Moment lang bekam sie vor Entsetzen kaum Luft.

Die weiche Öffnung der Kreatur schmatzte sabbernd gegen das Glas. Kyra sah Muskelstränge, die sich unter dem schwarzen Fleisch spannten, hörte plötzlich ein gläsernes Knirschen, dann ein Reißen und – Das Fenster explodierte in einer Kaskade aus Kristallsplittern.

Kyra schrie auf und riss ihre Bettdecke hoch, um den Scherbenregen abzuwehren. Sie hatte Glück, kein Splitter traf sie. Doch als sie die Decke wieder sinken ließ, war die Sternkreatur fort.

Sie musste jetzt irgendwo im Zimmer sein!

Kyra schleuderte die Decke von sich, zum einen wegen der Scherben, die darauf lagen, zum anderen aber, weil sie fürchtete, das grässliche Wesen könnte sich in den Falten verstecken. Auch wenn es dazu eigentlich zu groß war.

Plötzlich hörte sie ein schlabberndes Geräusch, gefolgt von einem trägen Schleifen.

Ganz, ganz langsam beugte sie sich vor und schaute vorsichtig über die Bettkante.

Der Stern kauerte pulsierend neben ihrem Bettpfosten, in einer Pfütze aus ekligem weißem Glibber, der aus seiner Bauchöffnung triefte. Von oben sah er einem Seestern noch ähnlicher. Seine schwarze Haut war runzelig, und er hatte an der Oberseite keine Augen oder andere Sinnesorgane. Trotzdem zweifelte Kyra nicht daran, dass das Wesen gerade versuchte, sie zu wittern.

Sie konnte eben noch den Kopf zurückziehen, als der schwarze Schleimstern in einer abrupten Bewegung nach oben schnellte, an ihr vorbeiraste und mit einem nassen Klatschen auf die Tapete neben ihrem Bett flatschte. Dort blieb er haften, während weißes Sekret die Wand herabsuppte. Kyra schüttelte sich vor Abscheu.

Augenscheinlich hatte das Wesen es auf sie abgesehen. Warum aber griff es sie dann nicht an? Es war fast, als hätte es Mühe, sie zu finden. Es schien zu ahnen, dass sie sich ganz in seiner Nähe befand, war aber nicht in der Lage, ihre genaue Position auszumachen.

Kyras Gedanken überschlugen sich. Das Auftauchen der widerlichen Viecher musste mit der Schattenshow zu tun haben, daran zweifelte sie nicht. Wenn das Wesen nicht in der Lage war, sie aufgrund ihres Geruchs, ihrer Atemgeräusche oder ihrer Bewegungen zu wittern, musste es sich offenbar auf etwas anderes verlassen. Welche Sinne mochte es benutzen, um sein Opfer aufzuspüren?

Wieder stieß sich der Stern mit seinen Spitzen von der Wand ab, schlingerte über das Bett hinweg – und klatschte gegen die Dachschräge genau über Kyra. Dort blieb er abermals kleben, zitternd und bebend wie ein gewaltiges Herz. Wenn er sich jetzt fallen ließ, würde er genau auf Kyra landen.

Ihre Instinkte gewannen die Oberhand. Sie rollte sich vom Bett auf den Teppich. Mit dem Gesicht landete sie auf der Stelle, an der eben noch der Stern gesessen hatte. Klebrige Nässe spritzte über ihr Gesicht. Der Ekel, gepaart mit dem Schmerz in ihrem

Knöchel, ließ Kyra einen spitzen Schrei ausstoßen.

Doch noch immer saß der Stern glibberig und pastös an der Schräge. Nicht einmal das Rumpeln ihres Sturzes und ihr Aufschrei hatten ihn auf sie aufmerksam gemacht. Und trotzdem war sie vollkommen sicher, dass er gerade ganz angestrengt versuchte, sie aufzuspüren.

Die Schattenshow!, durchfuhr es sie. Natürlich, das musste es sein! Er ist auf der Suche nach meinem Schatten! Er wittert nicht den Geruch von uns Menschen oder unsere Laute – er wittert unsere Schatten!

Kyra aber besaß keinen Schatten mehr. Beim Übergang in die Anderswelt war er verloren gegangen wie ein abgelegtes Kleidungsstück. War einfach fort.

Bisher hatte sie sich noch keine allzu großen Gedanken darüber gemacht; die meiste Zeit vergaß sie völlig, dass sie überhaupt je einen Schatten gehabt hatte. Wer achtete schon ständig darauf, ob sein Schatten ihm nun überall hin folgte oder nicht?

Jetzt aber, im Angesicht dieser Kreatur, war Kyra mit einem Mal dankbar für den Verlust. So wie es aussah, hatte er sie gerettet.

Was war jedoch mit all den anderen Menschen in Giebelstein? Wie viele dieser Kreaturen regneten gerade auf die Stadt herab? Ein Dutzend? Fünfzig? Hundert?

Für Chris und Lisa kam gewiss jede Warnung zu spät – sie befanden sich im Zentrum dieses ganzen Unglücks. Sicher wussten sie längst, was geschehen war. Und wie stand es um Nils? Die Ballons, die sie durchs Fenster gesehen hatte, waren von Norden gekommen, aus der Richtung des Bahndamms. Der Erkerhof aber lag im Süden. Gut möglich also, dass die Ballons das Hotel noch gar nicht erreicht hatten.

Sie musste irgendwie zum Telefon gelangen. Nils hatte einen eigenen Anschluss in seinem Zimmer, doch der Apparat der Rabensons befand sich im Treppenhaus, eine Etage tiefer im ersten Stock. Allein bei dem Gedanken an den Weg die Stufen

hinunter verdoppelte sich der Schmerz in ihrem Knöchel.

Flaaaaatsch!

Der Stern katapultierte sich über sie hinweg und schlug mit ausgebreiteten Spitzen auf die Tapete neben der Tür. Dort blieb er mit vibrierenden Muskelsträngen haften.

Kyra zögerte nicht länger. Sie kroch auf allen vieren zum Eingang und griff nach der Klinke. Dann zog sie die Tür gerade weit genug auf, dass sie hindurchkriechen konnte. Es hatte keinen Zweck, wenn sie versuchte, sich auf die Beine zu stemmen – mit ihrem geschwollenen Knöchel würde sie gleich wieder einknicken und die Treppe hinunterstürzen.

Sie robbte durch den Türspalt und behielt dabei den pochenden Schleimstern so lange wie möglich im Auge. Aber wieder schenkte er ihr keine Beachtung.

Im Treppenhaus war es dunkel, und sie wollte keine Zeit damit vertrödeln, nach dem Lichtschalter zu tasten. In alten Häusern wie diesem lagen die Schalter besonders hoch, und sie hätte sich erst halb an der Wand aufrichten müssen, um an ihn heranzukommen.

Langsam schleppte sie sich die schmalen Holzstufen hinunter. Obwohl sie wusste, dass die Kreatur in ihrem Zimmer sie nicht hören konnte, verursachte ihr das verräterische Knirschen der Treppe Übelkeit. Schlimmer noch waren die Schmerzen, die bei jeder einzelnen Stufe durch das Bein fuhren.

Endlich erreichte sie den Treppenabsatz des ersten Stockwerks. Die kleine Kommode mit dem Telefon stand nur noch wenige Meter entfernt, an der Mündung des kurzen Flurs.

Etwas zischte von oben an Kyra vorüber und verfing sich mit elastischen Fangarmen am Treppengeländer. Der Stern baumelte an den Streben wie ein schwarzer Tintenfisch, die Tentakel verheddert, der Körper halb unsichtbar in der Dunkelheit.

Kyra ließ sich nicht beirren. Sie packte den Telefonhörer und wählte Nils’ Nummer. Nach dem sechsten Klingeln nahm er

endlich ab. Er klang müde und schlecht gelaunt. Kyra hatte fast vergessen, dass er immer noch krank war.

»Hör zu«, unterbrach sie ihn, als er begann, ihr einen Vortrag über die Uhrzeit, seine Windpocken und den »blöden Nebel da draußen« zu halten. In wenigen Sätzen erklärte sie ihm, was geschehen war, und erstickte seinen Widerspruch im Keim. Er begriff rasch, wie ernst es ihr war. »Falls diese Dinger bei dir auftauchen«, riet ihm Kyra, »sorg dafür, dass nirgends Licht brennt. Nicht das kleinste bisschen Helligkeit, hörst du? Wenn es völlig finster ist, wirfst du keinen Schatten. Dann können sie dich nicht finden.«

Sie hatte den Satz kaum beendet, als Nils ein scharfes Stöhnen ausstieß.

»Was ist?«

Er klang mit einem Mal sehr aufgeregt. »Irgendwas ist gerade gegen mein Fenster geknallt.«

»Lauf raus in den Korridor.« Kyra versuchte verzweifelt, sich an jedes Detail des Hotels zu erinnern. Auf dem Gang vor Nils' und Lisas Zimmern gab es keine Fenster. Solange alle Türen geschlossen blieben, musste es dort stockfinster sein.

»Sie sind da!«, zischte Nils. »Ich muss Schluss machen.«

Ein Klicken, und er hatte eingehängt.

Kyra legte auf und atmete tief ein und aus. Dabei blickte sie wie gebannt auf das schmierige Knäuel aus Schattenfleisch am Treppengeländer.

Langsam wanderte ihr Blick zur nächstgelegenen Tür. Tante Kassandras Schlafzimmer.

Die Tür stand nur einen Spalt weit offen, zu schmal, um hineinzuschauen. Trotzdem wehte ein eiskalter Luftzug heraus ins Treppenhaus.

Tante Kassandras Fenster waren nachts grundsätzlich geschlossen, sie klagte ständig über kalte Füße. Dennoch ließ der

Luftzug keinen Zweifel, dass es heute nicht so war.

Jemand – *etwas* – hatte das Fenster geöffnet.

Hatte es von außen eingedrückt.

Kyras Blut schien zu gefrieren. Sie gab der Tür einen Stoß, der sie nach innen schwingen ließ.

Im hellen Licht der Leselampe glitzerten die Glasscherben am Boden wie blitzende Münzen aus Kristall.

Das Erste, was Kyra zwischen ihnen auffiel, war ein Schatten.

Und vom Bett ertönten schlabbernde Geräusche.

Nils schleuderte den Hörer auf die Telefongabel und wirbelte herum. Von Schränken und Regalen grinsten die Fratzen seiner Monstermaskensammlung herab.

Die Nachttischlampe warf ihr Licht auf einen pulsierenden Umriss außen am Fenster. Ein gezackter Riss zog sich durch das Glas; durch ihn quoll weiße Flüssigkeit ins Innere.

Mit einem Schlag fegte Nils die Lampe vom Tisch. Der Stekker wurde herausgerissen, das Licht erlosch. Der Nebel vor dem Fenster aber schien beinahe aus sich selbst herauszuleuchten – eine der Laternen, schoss es Nils durch den Kopf, die bei Nacht draußen den Vorplatz erhellten. Ihr Licht reichte aus, um ihn die sternförmige Silhouette erkennen zu lassen.

Und um einen vagen Schatten zu werfen.

Nils zögerte nur eine Sekunde, dann rannte er zur Tür. Hinter ihm zerbarst das Fenster in einer Wolke aus Splittern.

Er stürmte auf den Flur und warf die Tür hinter sich zu. Etwas klatschte von der anderen Seite dagegen, mit dem Geräusch einer platzenden Wasserbombe. In dem langen, holzgetäfelten Korridor flammten die Deckenleuchten auf. Zu beiden Seiten des Gangs führte ein Dutzend hoher Eichentüren in leer stehende Hotelzimmer. Alle waren geschlossen.

Die Bewegungsmelder!, durchfuhr es Nils. Natürlich, weder er noch Kyra hatten in all der Aufregung daran gedacht, dass die Korridorlampen sich automatisch einschalteten, sobald jemand aus einem der Zimmer trat. Nils' und Lisas Eltern hatten den Mechanismus einbauen lassen, als sie Teile des Gemäuers mit der Erbschaft einer entfernten Verwandten renoviert hatten.

Der Schaltkasten, mit dem sich die Automatik deaktivieren ließ, lag am anderen Ende des Korridors. Gut vierzig Meter entfernt.

Ein Knirschen ertönte. Nils traute seinen Augen nicht, als er sah, dass etwas von innen die Klinke seiner Zimmertür herabdrückte. Sein erster Impuls war, mit beiden Händen dagegenzuhalten. Aber er hatte die üble Ahnung, dass das Schleimvieh auf der anderen Seite stärker war als er, auch wenn es aussah, als sei es gerade erst aus irgendeinem Tümpel gekrochen.

Nils lief los.

Lief, so schnell er konnte.

Hinter ihm stieß die Klinke an ihren Anschlag. Die Tür öffnete sich. Wie eine schwarze Zungenspitze schob sich ein Fangarm um die Ecke.

Zehn Meter. Fünfzehn Meter. Nils keuchte. Er lag jetzt seit Tagen im Bett, und das Fieber war noch immer nicht verschwunden – ganz abgesehen von den roten Pusteln, die seinen Körper bedeckten. Die Windpocken hatten ihn ziemlich geschwächt. Er stolperte mehr vorwärts, als dass er rannte, und schon jetzt ging ihm die Puste aus.

Die Tür war inzwischen weit offen. Der Stern aus Schattenfleisch kroch um den Rahmen herum auf den Gang. Der Körperbalg im Zentrum der schwabbeligen Spitzen blähte sich schneller, so als zehrte er von dem hellen Licht, das den Korridor erfüllte. Er witterte den Schatten seines Opfers mit der gleichen Deutlichkeit, mit der Haie frisches Blut riechen. Das Wesen hätte Nils wahrscheinlich über hunderte von Metern wahrgenommen. Schatten waren alles, was es kannte; es selbst war aus ihnen geschaffen.

Zwanzig Meter.

Fünfundzwanzig.

Der Schattenstern stieß sich ab und schoss wie eine schleimige Kanonenkugel den Gang hinunter.

Nils blickte über die Schulter und erkannte, dass er es nicht mehr schaffen würde. Der Schaltkasten war zu weit entfernt.

Er blieb stehen, wartete ab – und warf sich schlagartig nach rechts.

Eine Armspitze des Sterns streifte seine Schulter, doch die Kreatur verfehlte ihn, schnellte von ihrem eigenen Tempo getrieben an ihm vorüber und klatschte fünf Schritte entfernt zu Boden.

Nils warf die nächstbeste Tür auf und stolperte in das dahinter liegende Gästezimmer. Hinter ihm fiel die Tür wieder ins Schloss. Ein Aufschub. Wenigstens für ein paar Sekunden.

Gehetzt schaute er sich um. Ihm war schwindelig. Er konnte fühlen, wie das Fieber erneut in ihm aufstieg, eine Reaktion seines Körpers auf die unerwartete Anstrengung nach all den Tagen im Bett. Schweiß floss ihm in Strömen übers Gesicht und in die Augen. Seine Beine bebten. Seine Hände zitterten so sehr, dass er Mühe hatte, nach der Schiebetür des hohen Wandschranks zu greifen.

Mit einem Surren glitt sie zur Seite. Der Schrank bot Platz für die Kleidung von mindestens zwei Personen. An einer Stange baumelte ein Dutzend Kleiderbügel aus schwarzem Plastik.

Vom Korridor ertönten die Schlürflaute des Schattensterns. Der helle Spalt unter der Zimmertür verdunkelte sich, als sich von außen ein flacher Umriss davor schob.

Nils kletterte in den Wandschrank. Die Kleiderbügel klimperten verräterisch. Er ergriff einen, brach ihn über dem Knie entzwei und befühlte in der Dunkelheit die Bruchstelle. Zufrieden erkannte er, dass sie spitz war wie ein Messer. Besser als gar keine Waffe.

Rasch schloss er die Schranktür. Sie bestand aus schmalen Holzlamellen, durch deren enge Zwischenräume er vage den Umriss der Tür sehen konnte. Im Zimmer war es sehr dunkel – vielleicht sogar dunkel genug, dass die Kreatur ihn nicht würde wittern können –, doch sobald die Tür zum Flur aufging, würde von dort draußen Licht hereinfallen. Genug, um durch die Lamellen der Schranktür zu dringen. Genug, dass er einen Schatten werfen würde.

Nils drängte sich in die hinterste Ecke des Wandschranks. Das Zimmer war unbewohnt, und so war auch der Schrank leer. Keine langen Kleider oder Mäntel, hinter denen er sich hätte verstecken können. Vielleicht war es doch keine so gute Idee gewesen, sich hierher zu flüchten.

Aber was blieb ihm anderes übrig?

Er hörte das Schleifen des feuchten Schattenfleischs, dann das Knirschen der Türklinke. Lichtschein fiel vom Flur ins Zimmer, ein breites V aus Helligkeit, das sich über den Boden ergoss wie eine lautlose Flutwelle, das Doppelbett auf der einen Seite und die Schranktür auf der anderen Seite anstrahlte. Ein Gitterwerk aus Lichtbalken legte sich über Nils' zusammengekauerten Körper, als die Lamellen den Lichtschein in Scheiben schnitten.

Er hielt die Luft an und wandte behutsam den Kopf zur Seite. Deutlich konnte er auf der Rückwand des Schranks seinen Schatten erkennen, verschmolzen mit denen der Lamellen.

Den Schattenstern sah er nur undeutlich durch die Ritzen. Deutlich genug allerdings, um zu bemerken, dass er sich über den Boden vorwärts schob, genau auf den Schrank und sein Opfer zu.

Bitte nicht!, dachte Nils.

Der Stern ließ sich Zeit. Er übereilte nichts. Er mochte aussehen wie eine zu groß geratene Amöbe, pures Muskelfleisch ohne Verstand, doch irgendwo in seinem schwabbeligen Inneren musste es sehr wohl eine Art Gehirn geben oder einen Knoten-

punkt, an dem all seine Instinkte zusammenliefen und so etwas wie Gedanken bildeten. Gedanken, die ihm die Gewissheit gaben, dass Nils in der Falle saß: Kein Grund zur Hast.

Nils umklammerte den zerbrochenen Kleiderbügel fester. Vielleicht, wenn er die Spitze ganz tief in das Schattenfleisch seines Gegners trieb, genau in das pulsierende Zentrum zwischen den Sternarmen, dann, ja, dann hatte er vielleicht eine Chance. Keine Kreatur dieser Welt konnte so etwas überleben.

Die Frage war nur: War es überhaupt *Leben*, das den Stern erfüllte, das ihn kriechen, springen und sabbern ließ? Oder war da etwas anderes in seinen schleimigen Eingeweiden, etwas ganz und gar Böses?

Noch einen Meter, dann würde der Stern die Schiebetür des Wandschranks erreichen. Nils' Faust schloss sich so kräftig um den Bügel, dass die Ränder scharf in seine Hand einschnitten. Aber der Schmerz, genauso wie das Fieber und das Jucken überall an seinem Körper, war längst zur Nebensache geworden.

Es gab Wichtigeres.

Überleben, zum Beispiel.

Der Stern hob zwei seiner Spitzen und tastete damit nach den unteren Lamellen der Schranktür. Die Fangarme zitterten wie die Fühler von Insekten. Behutsam, fast zärtlich strichen sie über die dünnen Holzstreben.

Auf und ab.

Auf … und ab.

Nils musste einfach Luft holen, es ging nicht anders.

In seinen eigenen Ohren klang das Geräusch überlaut und verzerrt. Er wusste nicht, ob der Schattenstern ihn hören konnte. Kyra hatte nur gesagt, dass das Vieh seinen Schatten wittern konnte. Möglich, dass es gar keinen Grund gab, den Atem anzuhalten.

Möglich auch, dass es keine Rolle spielte, ob er sich versteckte

oder nicht. Nicht hören. Nicht sehen. Nur wittern.

Er war der Kreatur ausgeliefert.

Im Korridor erlosch abrupt das Licht. Und damit auch im Zimmer. Finsternis kroch durch die Lamellen, erfüllte den Wandschrank ebenso wie den ganzen Raum.

Natürlich, durchfuhr es Nils. Die Bewegungsmelder der Lichtanlage waren an eine Zeitschaltuhr angeschlossen. Registrierten die Sensoren im Korridor länger als zwei Minuten keine Bewegung, gingen die Lampen wieder aus.

Nils konnte sein Glück kaum fassen. Hatte er die moderne Technik eben noch verflucht, so hätte er sie nun am liebsten bejubelt. Die Zeitschaltuhr hatte ihn gerettet. Vorerst.

Er konnte die Hand nicht vor den Augen sehen, auch wenn er noch immer das Schlürfen und Schlabbern des Schattensterns vernahm, nur eine Armlänge von ihm entfernt, draußen vor der Schranktür. Nils hätte nach ihm greifen können. Aber natürlich tat er nichts dergleichen.

In der vollkommenen Schwärze warf er keinen Schatten. Die Kreatur konnte ihn jetzt nicht mehr wittern – vorausgesetzt, Kyras Vermutung war richtig. Doch angesichts der Tatsache, dass die Schiebetür noch immer verschlossen und unversehrt war, würde sie wohl Recht behalten.

Jetzt musste er das Mistvieh nur noch loswerden. Das würde nicht einfach werden.

Doch der Schattenstern verlor plötzlich das Interesse an seinem Opfer. Vielleicht hatte Nils die Intelligenz der Kreatur überschätzt. Augenscheinlich vergaß sie ihn im selben Moment, da seine Witterung erlosch: kein Schatten, kein Nils. Kein Grund mehr, länger vor diesem Schrank herumzuglibbern.

Nils konnte hören, wie sich das Wesen entfernte. Fort vom Schrank, quer durch das Zimmer, wieder in Richtung Tür.

Nein! Nicht zur Tür!

Einen Augenblick lang war Nils überzeugt, dass das Wesen die Bewegungsmelder auf dem Gang erneut aktivieren würde. Das Licht würde angehen, Nils' Schatten würde zurückkehren und – Aber nein, seine Sorge war unbegründet. Der Schattenstern war zu flach. Solange er über den Boden kroch, war er nicht höher als zwanzig, fünfundzwanzig Zentimeter. Die Sensoren der Lichtanlage hingegen waren in fünfzig Zentimetern Höhe angebracht. Wenn der Stern nicht anfing, im Korridor herumzuhopsen, würden die Lampen ausgeschaltet bleiben.

Nils wartete, bis sich das feuchte Schleifen entfernt hatte, dann schob er vorsichtig die Schranktür auf.

Kletterte hinaus ins Zimmer.

Ließ den Kleiderbügel dabei nicht los, hielt ihn wie ein Messer.

Und hatte plötzlich nur einen Gedanken: *Seine Eltern!*

Machte sich der Stern jetzt auf den Weg zu ihrem Schlafzimmer? Oder waren dort schon andere seiner Art, schleimige, glitschige, sabbernde Wesen, die sich langsam an den Bettpfosten emporschoben, über zerwühlte Bettdecken krochen, nackte Haut berührten, erst Finger, Hände, dann die Arme hinauf bis zu – Nils stieß ein Keuchen aus. Er musste etwas unternehmen.

Lauernd näherte er sich der Tür. Kurz bevor er sie erreichte, legte er sich flach auf den Bauch und robbte vorwärts wie ein Soldat, kroch hinaus auf den Korridor, so flach wie eine Flunder. Er musste unterhalb der fünfzig Zentimeter bleiben, sonst würden ihn die Sensoren erfassen und das Licht einschalten. Und dann, daran gab es nicht den leisesten Zweifel, würde der Schattenstern sofort wieder bei ihm sein.

Nils robbte weiter, nach rechts den Gang hinunter, vollkommen blind in der totalen Dunkelheit. Irgendwann wurde ihm klar, warum er sich so mühelos über den Teppich ziehen konnte. Er *rutschte* regelrecht über den Boden, weil er unbewusst der Schleimspur des Sterns folgte. Schon jetzt war das T-Shirt, das

er zum Schlafen trug, von den dickflüssigen Absonderungen der Kreatur durchnässt. Er glitt wie auf Seife den Korridor entlang.

Bald stießen seine Hände gegen einen Türrahmen: die Verbindungstür zum Mittelflügel. Dahinter lag ein weiterer fensterloser Gang. Die Tür stand weit offen. Am Abend war sie nur angelehnt gewesen. Der Schattenstern musste sie aufgestoßen haben.

Ganz kurz spielte Nils mit dem Gedanken, sich aufzurichten, ein paar Sekunden Helligkeit in Kauf zu nehmen, um die Kontrollen der Bewegungsmelder zu deaktivieren, die sich jetzt genau über ihm in der Wand befanden. Dann aber verzichtete er darauf. Er hätte damit ohnehin nur den zurückliegenden Korridor dauerhaft verdunkelt. Der nächste Flur hatte einen eigenen Schalter, am anderen Ende, wieder etliche Meter weit entfernt.

Nils nahm all seinen Mut zusammen, umfasste den zerbrochenen Kleiderbügel und schob sich weiter auf der Schleimspur des Schattensterns, geradewegs in die tiefste Finsternis.

Kyra warf einen Blick auf den Stern, der noch immer mit verschlungenen Fangarmen am Treppengeländer baumelte, dann gab sie der Tür von Kassandras Schlafzimmer einen sanften Stoß und humpelte vorwärts in Richtung Bett.

Ihre Tante lag auf dem Rücken. Sie hatte die Decke nur bis zur Brust heraufgezogen; der untere Teil war am Fußende zusammengeknüllt, um ihre chronischen Eisfüße zu wärmen. Ihr lockiges, feuerrotes Haar war offen über das Kissen verteilt.

Glassplitter glitzerten auf Boden und Bettdecke, die Seiten eines aufgeschlagenen Buches waren damit übersät.

Auf Tante Kassandras Gesicht lag ein Schattenstern. Er hatte sich mit seiner sabbernden Unterseite daran festgesaugt wie eine Maske aus nassem, glitzerndem Schattenfleisch. Seine spitz auslaufenden Fangarme klammerten sich rund um Tante Kassandras Kopf, er war fast völlig davon eingehüllt.

Kyra nahm die beiden wichtigsten Dinge gleichzeitig wahr: Der Brustkorb ihrer Tante hob und senkte sich sanft, was bedeutete, dass sie lebte. Und: Der Scherbenregen hatte ihr keine Verletzungen zugefügt. Nirgends war Blut, es gab keine Schnittwunden.

Kyra war wie gelähmt vor Angst und Sorge, und doch bewegte sie sich jetzt langsam vorwärts, humpelnd wegen ihres verletzten Knöchels. Sah es so in ganz Giebelstein aus? Waren alle Menschen von den Schattensternen im Schlaf überrascht worden, und waren all ihre Gesichter jetzt unter diesen fremdartigen, ekelhaften Schleimmonstern begraben?

Kyra konnte es ganz deutlich vor ihrem inneren Auge sehen: die zerbrochenen Scheiben; die umschlungenen Köpfe der Schlafenden; die pulsierenden, glitzernden Körper der Schattenkreaturen.

Auf einer Kommode lag eine Nagelschere. Kyra griff danach und ging auf das Bett zu. Sie musste sich überwinden, aber dann berührte sie mit der gebogenen Metallspitze die runzelige Haut des Sterns. Erst ganz leicht, dann, als er nicht reagierte, sehr viel fester. Die Spitze glitt in das Fleisch wie in Schlagsahne, ohne jeden Widerstand.

Der Stern stieß einen markerschütternden Schrei aus. Einen Schrei, wie Kyra ihn noch nie in ihrem Leben gehört hatte, nicht einmal damals im Kerker der Gargoyles, in den Katakomben des wahnsinnigen Bildhauers Damiano – und dort waren wirklich *ziemlich* üble Schreie zu hören gewesen.

Ein zweites Kreischen ertönte, draußen im Treppenhaus, so als teile der Schattenstern am Geländer den Schmerz seines verletzten Artgenossen. Dann aber, ganz unvermittelt, verstummten beide, und Kyra erkannte, dass das Wesen auf dem Gesicht ihrer Tante den vorderen Teil der Schere absorbiert hatte. Die Spitze war einfach nicht mehr da, so als hätte sie sich in Luft aufgelöst.

Kyra begriff, was geschehen war. Der Körper des Sterns hatte das Metall in Schattenfleisch umgewandelt, hatte es einfach zu einem Teil von sich selbst gemacht.

Sie war plötzlich sehr froh, dass sie nicht ihren *Finger* in das Wesen geschoben hatte.

Auch die Wunde der Kreatur war verschwunden.

Kyra warf die nutzlos gewordene Schere zu Boden. Und dann tat sie das, was jeder andere in ihrem Alter und an ihrer Stelle getan hätte: Sie ließ sich auf die Bettkante fallen, schlug die Hände vors Gesicht und weinte.

Ein, zwei Minuten vergingen, in denen sie haltlos schluchzte. Sie verschwendete keinen Gedanken mehr an Zauberbücher, an ihre Hexenkräfte und an das Erbe ihrer Mutter. Sie war jetzt einfach nur ein ganz normales Mädchen, das nicht mehr weiterwusste.

Plötzlich bemerkte sie einen eigenartigen Lichtschein, der vom Bett ihrer Tante erstrahlte. Als sie aufschaute, entdeckte sie durch den Tränenschleier etwas Sonderbares: Aus der Oberseite des Sterns entsprang jetzt ein Geflecht hauchfeiner Lichtfäden, nicht dicker als Spinnweben. Fünf oder sechs dieser Fäden faserten aus dem Fleisch des Sterns, verliefen in unregelmäßiger Bahn durchs Fenster in den dunklen Nebel hinaus. So dünn die Fäden auch waren, das Licht hatte eine eigene, fast unirdische Kraft. Es sah aus, als würde vom Stern aus eine Verbindung aus purer Energie geschaffen.

Lebensenergie, durchfuhr es Kyra. Der Schattenstern zapfte Tante Kassandra Lebenskraft ab und schickte sie irgendwo anders hin.

Hinaus in den Nebel.

Zur Schattenshow.

Mondnacht

Drei Schattenmänner stießen Lisa und Chris den Bahndamm hinauf. Niemand achtete auf ihre Proteste. Chris ergriff Lisas Hand und ließ sie auch dann nicht los, als sie direkt vor Doktor Karfunkel zum Stehen kamen.

Der Mann mit dem schwarzen Zylinder blickte von oben auf sie herab. Von weitem mochte er geheimnisvoll und faszinierend erscheinen – von nahem aber wirkte er nur böse, böse, böse.

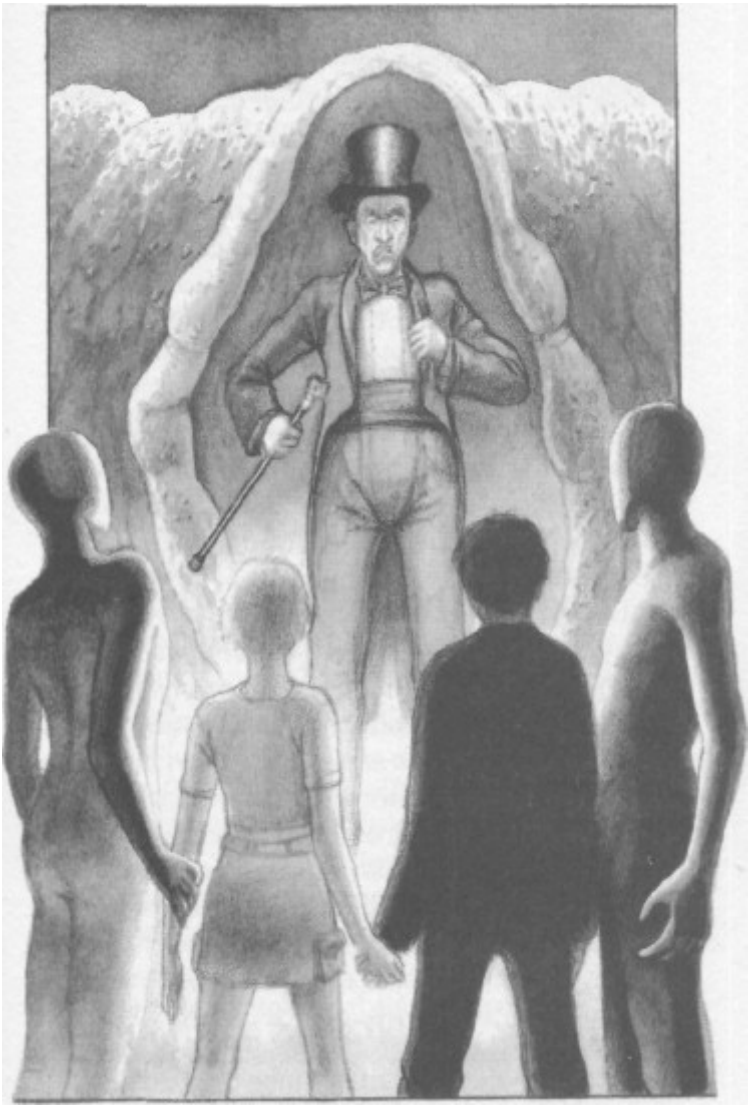
»Was führen Sie im Schild?«, fragte Chris mit belegter Stimme.

»Der Herrscher des Mondes hat mir einen Besuch abgestattet«, entgegnete Karfunkel so leise, dass niemand außer Lisa und Chris die Worte hören konnte. »Er hat mir erzählt, wie ihr ihn von hier vertrieben habt, zurück in sein Gefängnis, dort droben in der eiskalten Einsamkeit des Firmaments. Aber ein Teil von ihm ist damals in mich gefahren, hat mich geläutert und etwas Neues aus mir geformt. Ich bin jetzt wie er. Ich *bin* er! Und ich bin gekommen, um eure Welt der meinen gleichzumachen.«

Chris sah aus, als wollte er etwas erwidern, aber da drängten die Schattenmänner sie schon weiter zum vorderen der drei Waggons. In ihrem Rücken jubelte und grölte die Menge.

Lisa blickte über die Schulter zurück, wollte erst um Hilfe rufen, doch dann sah sie, dass es zu spät war. Schon stiegen hinter ihnen die nächsten Besucher die Schräge empor, lachend und ohne eine Vorstellung davon, was sie im Inneren der Schattenshow erwarten mochte.

Nicht dass Lisa oder Chris mehr darüber wussten. Aber sie hatten zumindest die Gewissheit, dass ihnen etwas Furchtbares, Bösartiges, vielleicht sogar Tödliches bevorstand.



Doktor Karfunkel begrüßte die Nachkommenden mit einschmeichelnder Stimme, hielt sie aber noch zurück, damit sie Lisa und Chris vorausgehen ließen.

In der Vorderseite des ersten Waggons klaffte jetzt eine Öffnung. Lisa war sicher, dass sie bei ihrem Besuch heute Nachmittag noch nicht dort gewesen war. Ihre Ränder schienen kaum merklich zu vibrieren; man sah es nur, wenn man genau darauf achtete. Die übrigen Besucher würden es vermutlich gar nicht wahrnehmen.

Die drei Schattenmänner führten sie bis an den Rand der Öffnung. Sie war irgendwie formlos, ein wenig wie ein riesenhafter Bauchnabel, fand Lisa. Sie dachte an die Märchen, in denen unglückliche Helden in den Bäuchen gigantischer Ungetüme verschwanden, und ihr wurde schrecklich übel dabei.

»Was ist das denn?«, flüsterte Chris.

Lisa blickte sich um. Durch den Nebel fraß sich ein gleißendes Band aus purer Helligkeit. Es spannte sich quer durch die Blase, die noch immer die Kieselwiese und ein Stück des Bahndamms umgab, und schoss über ihre Köpfe hinweg ins Innere des Waggons. Es schien aus einer Vielzahl feiner Lichtfäden zu bestehen, die gebündelt aus der Richtung der Stadt kamen.

Chris wurde so bleich, als hätte man ihn über und über mit Kreidestaub eingepudert. Lisa befürchtete, dass sie selbst nicht viel gesünder aussah.

Irgendetwas war in der Stadt vorgefallen, etwas, das in einer Verbindung zu den schwarzen Ballons und dem flirrenden Lichtstrahl stand. Sie dachten jetzt beide an ihre Eltern, an Kyra und Nils, an Tante Kassandra und all die anderen Menschen, die ihnen etwas bedeuteten, und die Angst umklammerte ihre Herzen wie Fäuste aus Stahl.

Chris hielt noch immer Lisas Hand, und sie fühlte, wie er sie leicht drückte, wohl um ihr Mut zu machen. Aber so recht wollte das nicht gelingen. Erst als er sich unverhofft zu ihr vorbeugte

und ihr einen Kuss gab – auf die Lippen, liebe Güte, *auf die Lippen!* –, zog sich die Kälte aus Lisas Körper zurück, und sie lief trotz der Gefahr rot an. Verzweifelt überlegte sie, wie sie reagieren, was sie sagen sollte, ohne dass es dumm und unbeholfen wirkte. Doch dann ließen ihr die drei Schattenmänner keine Zeit.

Lisa und Chris bekamen einen heftigen Stoß in den Rücken und taumelten vorwärts in die Dunkelheit.

Schwärze umfing sie wie ein Schwamm, den man in eisiges Wasser getaucht hatte.

Die Kälte, die sie umgab, hatte nichts mit niedriger Temperatur zu tun. Es war vielmehr, als kröche der Tod selbst durch ihre Adern – ein kalter Hauch auf dem Weg zu ihren Herzen.

»Lisa!«

Sie fuhr herum. Chris war noch immer neben ihr, und jetzt spürte sie auch wieder seine Hand in der ihren.

»Der Eingang«, sagte er leise. »Er ist nicht mehr da.«

Die unförmige Öffnung, durch die sie den Waggon betreten hatten, war spurlos verschwunden, an ihrer Stelle brodelte nur noch tiefschwarze Finsternis, die gleiche Finsternis, die sie auch auf allen anderen Seiten umgab. Nur das gleißende Lichtbündel spannte sich noch immer über ihren Köpfen, entsprang irgendwo hinter ihnen, scheinbar weit, weit entfernt, und setzte sich in ebensolcher Tiefe fort.

»Deine Stimme«, sagte Lisa verwirrt. »Sie hallt so komisch.«

»Deine auch.«

»Das hier ist nicht mehr das Innere des Waggons, oder?« Es war keine Frage, auf die Chris eine Antwort erwartete. Sie wussten beide, dass er Recht hatte. Wo auch immer sie sich befanden – es war kein Eisenbahnwaggon. Dieser Ort war nicht einfach nur groß, er war unendlich. So unendlich wie das

Weltall.

Und Lisa erkannte noch etwas, je mehr sich ihre Augen an diesen sonderbaren Ort gewöhnten: Es gab tatsächlich Licht in der Finsternis. Sterne. Es war, als ständen sie auf einer unsichtbaren Plattform inmitten der endlosen Weite des Alls.

Schwimmer zwischen den Sternen hatte sich Karfunkel genannt. Hatte er damit auf diesen Ort angespielt?

»Das kann nicht wirklich der Weltraum sein.«

Chris versuchte, einen klaren Kopf zu bewahren. »Sonst wären wir längst tot. Außerdem würden wir dann nicht einfach dastehen, sondern schweben – selbst wenn die Kälte, der fehlende Sauerstoff und der Unterdruck kein Problem für uns wären.«

Lisa drückte sich enger an ihn. Chris legte einen Arm um sie. »Egal, was das hier ist«, sagte Lisa, »ich will so schnell wie möglich weg.«

»Das Ganze muss irgendwas Magisches sein«, vermutete Chris. *Irgendwas Magisches* war in letzter Zeit eine ziemlich beliebte Erklärung für alles Mögliche geworden. Wie sonst sollte man eine solche Leere erklären, wo sie doch gerade noch zwischen den Brombeersträuchern auf dem Bahndamm gestanden hatten? *Irgendeine* Erklärung schien im Augenblick zumindest besser als überhaupt keine.

»Karfunkel muss das alles geschaffen haben«, sagte Chris. »Oder der, zu dem er inzwischen geworden ist. Immerhin war Karfunkel ja der Leiter einer Sternwarte. Vielleicht ist deshalb hier alles voller Sterne.«

»Ganz toll«, brummte Lisa. »Da können wir von Glück sagen, dass er kein Schweinezüchter war.« Eigentlich fand sie ihre Bemerkung nicht besonders komisch, aber Chris lächelte trotzdem.

»Spürst du was?«, fragte er.

»Was denn?«

»Wir bewegen uns.«

Tatsächlich, Lisa fühlte es auch. Sie schwebten, nein, sie rasten unter dem Lichtbündel entlang wie Passagiere einer unsichtbaren Seilbahn. Und sie wurden schneller. Immer schneller.

Schließlich schossen sie in atemberaubendem Tempo dahin.

»Chris!« Lisa schrie auf, als um sie herum mit einem Mal alles in blendende Helligkeit getaucht wurde, das Licht dann ebenso abrupt verblasste und sie sich wieder auf festem Boden befanden.

Auf grauem, feinkörnigem Wüstenboden.

So jedenfalls sah es aus. Selbst wenn all das nur eine Illusion war, wirkte es doch verblüffend echt.

Sie standen auf der Oberfläche des Mondes.

Oder mitten in der Hölle, je nachdem, wie man es betrachtete.

In alle Richtungen erstreckte sich eine gewellte, graue Staubwüste. Der Himmel war rabenschwarz, selbst die Sterne waren verschwunden. Es war düster, viel dunkler als auf den alten Filmaufnahmen, die die ersten Astronauten mit zur Erde gebracht hatten und die manchmal im Fernsehen liefen. Lisa begriff schnell, dass sie sich auf der dunklen Seite des Mondes befinden mussten – oder einer magischen Kopie davon –, jener Hälfte der Mondkugel, die derzeit nicht von der Sonne beschienen wurde.

»Da vorne«, sagte Chris und deutete voraus, »das sieht aus wie ein Krater. Das Licht verschwindet darin.«

Etwa hundert Meter entfernt wuchs eine niedrige Schräge empor, nicht viel höher als der alte Bahndamm (auf dem sie vielleicht, vielleicht aber auch nicht, immer noch standen, gefangen in irgendeinem Zauber, der sein Schattenspiel mit ihnen trieb). Das verästelte Lichtbündel verlief nach wie vor über ihre Köpfe hinweg, um dann im Inneren des Kraters

unterzutauchen.

Hand in Hand machten sie sich auf den Weg.

»Das ist nicht der echte Mond«, sagte Chris.

»Ich weiß. Nur eine Illusion. Aber das macht es nicht unbedingt harmloser.«

»Nein, wahrscheinlich nicht.« Chris runzelte die Stirn. »Aber die Vorstellung ist schon seltsam, oder? Wenn wir es nicht mit einem Doktor der Astrophysik zu tun hätten, könnte das hier genauso gut jeder andere Ort sein. Wäre der Dornenmann zum Beispiel in Herrn Fleck gefahren, wären wir vielleicht in einer riesengroßen Bibliothek, der größten, die man sich vorstellen kann. Und bei Kyras Tante wäre es wahrscheinlich eine Teeplantage, so groß wie ein ganzer Kontinent.«

»Na ja, immerhin heißt es Mann im Mond, nicht Mann im Tee.«

Chris musste grinsen und nickte dann widerwillig. Lisas Theorie konnte natürlich ebenso richtig sein wie seine eigene. Gut möglich, dass Karfunkel selbst gar nichts mit der Umgebung zu tun hatte.

Sie waren jetzt noch etwa zwanzig Meter vom Kraterrand entfernt. Über ihnen erstrahlte das flirrende Lichtbündel auf einer festen Bahn ins Innere des Kraters. Aber woher kam es? Und zu welchem Zweck?

Als Lisa und Chris die Schräge erreichten, umfassten sie gegenseitig ihre Hände noch fester. Lisa fragte sich, ob das wirklich nur an der Gefahr lag, in der sie schwebten. Doch sie verdrängte den Gedanken, so gut es ging, um sich auf das zu konzentrieren, was vor ihnen lag.

Sie stapften durch lockeren Mondstaub den Kraterrand hinauf, als Lisa hinter sich etwas hörte. Ein weiteres Anzeichen dafür, dass dies nur ein Traumbild des Mondes war, denn auf der echten Mondoberfläche gab es wegen der fehlenden Atmosphäre

keine Geräusche.

Sie hörte ferne Stimmen.

Als sie sich umschaute, entdeckte sie drei Jugendliche, die völlig verwirrt und verängstigt im Staub standen, vor Panik beinahe unfähig, sich zu bewegen. Ein Mädchen weinte bitterlich. Es waren die drei Besucher, die nach ihnen in den Waggon geschleust worden waren. Nicht mehr lange, und es würde hier um einiges voller werden.

Lisa wandte sich wieder nach vorn. Gleichzeitig mit Chris erreichte sie den höchsten Punkt des Kraterrandes. Anderthalb Meter über ihnen beschrieb der leuchtende Energiestrom einen sanften Bogen und floss über dem Zentrum des Kraters in die Tiefe.

»Was –«

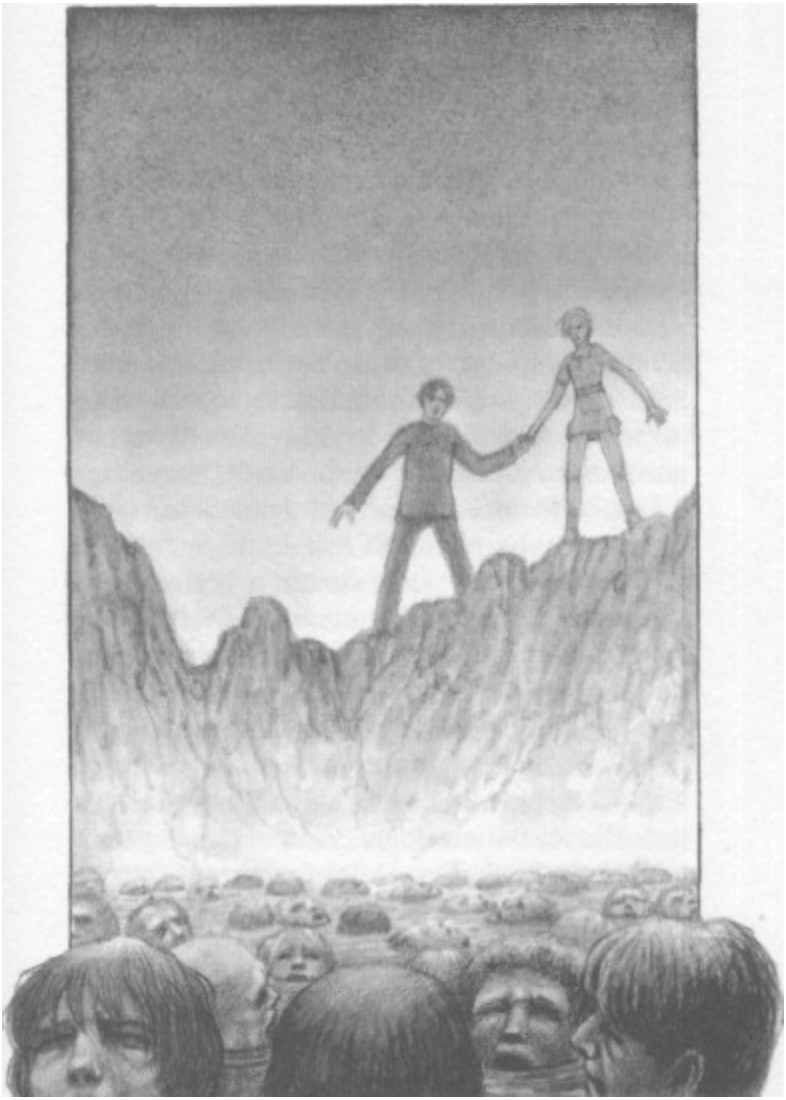
Lisas Mund blieb offen stehen. Sie wusste nicht genau, was sie erwartet hatte. Auf jeden Fall nicht *das!*

Der Krater war riesig; es fiel schwer, seine Ausmaße in dem grauen Dämmerlicht genau abzuschätzen. Wie ein unendlich großer See war er mit etwas gefüllt, das Lisa im ersten Moment für altes Motorenöl hielt, pechschwarz und zähflüssig.

Die Oberfläche bestand aus Gesichtern.

Aus den Gesichtern hunderter, vielleicht tausender Menschen. Ein Chaos aus Schädeln, die auf- und wieder untertauchten, so als seien sie in diesem schwarzen, öligen Sumpf gefangen und kämpften darum, an der Oberfläche zu bleiben. Schmerzverzerrte Grimassen. Fratzen voller Furcht und Abscheu. Manche mit zugekniffenen, andere mit weit aufgerissenen Augen. Viele der Münder standen offen, doch kein Schrei drang hervor, was den Anblick noch unheimlicher machte.

Ganz gleich, wohin Lisa blickte: Jeder Zentimeter des schwarzen Sees war mit diesen entsetzlichen Gesichtern bedeckt, während die aufgewühlte Brandung des Fratzenmeeres dickflüssig gegen das Kratergestein schwappte.



Chris brachte mühsam die ersten Worte hervor. »Ich glaube, ich weiß, was das ist.«

Auch Lisa hatte einige der entstellten Grimassen erkannt. »Die Bewohner Giebelsteins«, stieß sie dumpf hervor. Ihr waren so viele der Gesichter vertraut, auch wenn sie noch keines davon in solcher Panik gesehen hatte. Da waren der Postbote und die Zeitungsfrau, der Schornsteinfeger und ein paar Verkäufer aus den Geschäften an der Hauptstraße. Sogar zwei ihrer Lehrer erkannte sie wieder, außerdem ein paar Jungs und Mädchen aus ihrer Klasse. Zum Glück konnte sie nirgends ihre Eltern entdecken, auch wenn sie insgeheim keinen Zweifel hatte, dass auch sie sich in diesem grauenvollen Hexenkessel befanden.

»Es sind nicht sie selbst«, sagte Chris beklommen. »Nur ihre Abbilder.«

»Bist du sicher?«

Er nickte. »Es sieht aus, als würden sie untergehen. Aber in Wirklichkeit zerlaufen sie, formen sich neu und zerfließen wieder. Wenn du genau hinschaust, kannst du es erkennen.«

Lisa konzentrierte sich auf eines der Gesichter, ganz nah am Ufer. Chris hatte Recht. Der Kopf tauchte mit aufgerissenen Kiefern und angstvollen Augen auf und floss dann wieder auseinander, um nach ein paar Sekunden von neuem zu entstehen.

»All die Leute sind nicht wirklich hier«, sagte Chris. »Es muss mit diesem Lichtfluss zu tun haben. Wahrscheinlich stellt er die Verbindung zu den Giebelsteinern her.« Während er sprach, folgte sein Blick dem Lichtbündel, das irgendwo im Zentrum des Kraters in den schwarzen Fluten verschwand.

»Wo Licht ist, muss es eine Energiequelle geben«, setzte Lisa seine Überlegungen fort. »Was, wenn es nun die Lebensenergie der Menschen ist, die den See speist? Wie eine übernatürliche Stromleitung. Deshalb nimmt die Oberfläche die Form all jener an, deren Kraft sie aufsaugt.«

Sie stockte. »Aber wozu das Ganze?«

Chris dachte nach. »Vielleicht ist die schwarze Brühe selbst ein Lebewesen? Mondschatten, der irgendwie ein Eigenleben gewonnen hat?«

»Der Körper des Dornenmannes. Der Mann im Mond!« Lisa hätte Chris nur zu gerne widersprochen, aber etwas sagte ihr, dass sie mit ihren Vermutungen ganz richtig lagen.

Als wollte auch der Krater selbst die Worte bestätigen, wölbte sich mit einem Mal seine Mitte empor, so als richtete sich jemand unter einer weiten schwarzen Decke auf. Ein riesenhafter Umriss zeichnete sich ab, eine menschliche Gestalt, viele Stockwerke hoch. Noch war sie nur zu erahnen, aber schon jetzt war klar, was das bedeutete: Die Energie der Giebelsteiner diente dazu, den finsteren Herrscher des Mondes zu neuem Leben zu erwecken. Nicht als vager Schemen, wie damals, als er als Dornenmann erschienen war; auch nicht, indem er Doktor Karfunkel für seine Zwecke missbrauchte; nein, der Mann im Mond wollte eine eigene, gewaltige, monströse Gestalt.

Der Umriss, den man in klaren Nächten auf dem Vollmond erkennen konnte, jener Mann im Mond, von dem schon uralte Märchen und Legenden erzählten, war zu schwarzem Schattenfleisch geronnen, das sich in diesem Krater gesammelt hatte. Aus ihm würde schon bald eine neue, viel gefährlichere Kreatur entstehen – ein schwarzer Riese, der in den zerfurchten Staubwüsten des Mondes umherstreifte. In manchen Nächten würde man ihn als groteske Silhouette sehen können, die wie ein Insekt über die weiße Kugel am Himmel kroch, jederzeit bereit, den Sprung zur Erde zu wagen und dort Tod und Verwüstung zu säen.

Lisa konnte all das vor sich sehen, teils als verschwommene Vision, teils als Anblick von solcher Klarheit, dass er ihr so real wie ein Fernsehbild erschien.

Eine kilometerhohe schwarze Gestalt, deren Schatten schon von fern über ganze Städte fiel, lange, bevor er sie erreichte und mit seinen Klauen zerfetzte; Menschen, die sich in abgelegenen

Regionen versteckten und sich dabei doch nur selbst in die Enge trieben; ganze Kontinente, auf denen nichts mehr lebte, die überflutet waren von schwarzem Schattenfleisch; und dann wieder der Mann im Mond selbst, höher als der höchste Berg, sodass die letzten Satelliten aus dem All sein Bild aufnahmen, eine pechschwarze Gestalt, die mit weiten Schritten Wüsten und Wälder und Meere durchquerte, immer auf der Suche nach noch mehr Zerstörung, noch mehr Tod.

Eine Gestalt, die sich auf dem gewaltigsten Gipfel der Erde aufrichtete, die Arme zum Himmel reckte und ein triumphierendes Brüllen ausstieß …

»Nein!«, entfuhr es Lisa. »Wir müssen ihn aufhalten!«

Die Umrisse im See waren noch immer vage und fließend, aber es gab keinen Zweifel, dass sie mit jeder Minute an Festigkeit gewannen, zu einem Albtraum geronnen.

»Wir müssen den Energiefluss unterbrechen.«

Chris hatte die Worte kaum ausgesprochen, als sie endlich eine Antwort auf die Frage erhielten, warum man sie hierher gebracht hatte.

Schwarze Fangarme explodierten aus der Oberfläche, rissen dabei ein Dutzend der fließenden Gesichter in Stücke und ringelten sich mit zuckenden Spitzen auf Lisa und Chris zu.

»Vorsicht!« Chris gab Lisa einen Stoß, der sie rückwärts die Kraterböschung hinabrollen ließ, an scharfen Felsen vorbei, die sie entzweigeschnitten hätten, wäre sie ihnen im Sturz zu nahe gekommen. Als sie unten aufkam, weich gefedert in einem Bett aus grauem Mondstaub, war Chris schon bei ihr, halb stolpernd, halb stürzend, und half ihr auf die Beine. Gemeinsam blickten sie zurück zu der Stelle, an der sie gerade noch gestanden hatten. Wie ein Nest öliger Würmer peitschten dort die Schattententakel umher, zu kurz, um sie am Fuß der Kraterwand zu erreichen.

Lisa schaute sich um. In der Ferne, dort, wo sie die Oberfläche des Mondes betreten hatten, waren weitere Besucher der

Schattenshow aufgetaucht. Fast zwanzig Jungen und Mädchen standen eng beieinander, viel zu verstört, um sich von der Stelle zu bewegen. Im Gegensatz zu Lisa und Chris wussten sie nicht, was mit ihnen geschehen war. Vermutlich glaubten sie, Opfer einer besonders schlimmen Massenhalluzination zu sein. Wahrscheinlich war es am besten so. Keiner von ihnen hatte den Versuch unternommen, den Fußspuren zu folgen, die Lisa und Chris im Staub hinterlassen hatten.

Lisa blickte nach rechts. Dort verlief, in etwa drei Metern Höhe, der gleißende Lichtstrang. In unregelmäßigen Abständen pulsierten besonders helle, flirrende Energieklumpen daran entlang und verschwanden jenseits der Kraterwand.

»Okay«, stieß Lisa mit einem Seufzen aus. »Ich weiß, was wir tun. Komm mit!«

Sie löste sich von Chris und lief voraus, bis sie genau unterhalb des Lichtbündels stand. Sie blickte nach oben und spürte auf ihrem Gesicht deutlich eine sanfte Wärme, fast tröstlich in dieser Ödnis aus Staub und Schrecken.

»Irgendwer muss es ja tun«, sagte Lisa entschlossen und sah Chris an, der neben ihr zum Stehen kam. »Du musst mir helfen. Ich werde mich auf deine Schultern stellen.«

Chris begriff, auf was sie hinauswollte. »Das kannst du nicht tun!«

»Anders geht’s nicht. Du bist zu schwer, als dass ich dich tragen könnte.«

»Aber du weißt doch überhaupt nicht, was passieren wird!«

Sie lächelte schwach. »Wenn man eine Stromzufuhr unterbricht, schaltet sich das Gerät ab. Vielleicht ist es hierbei ja nicht anders.«

Chris wirkte immer hilfloser. »Aber das ist … das ist … kein blöder Toaster. Du könntest dabei sterben.«

»Das werden wir alle, und zwar ziemlich bald, wenn wir nicht irgendetwas unternehmen.« Lisa deutete auf die peitschenden

Schattententakel, die allmählich länger zu werden schienen und sich den Hang herabschlängelten. »Komm schon, Chris.« Sie schenkte ihm ein aufmunterndes Lächeln. »Wenn ich Kyra wäre, würdest du nicht so lange rumdiskutieren.«

»Kyra ist auch eine Hexe. Zumindest eine halbe.« Chris war zugleich wütend und verzweifelt.

»Ich will einfach nicht, dass dir was passiert«, sagte er leise.

Lisa legte den Kopf schräg und sah Chris in die Augen. Ganz kurz streichelte sie ihm über die Wange, bevor sie sich vorbeugte und ihn auf den Mund küsste. Ziemlich lange. Länger, als sie es sich in diesem Moment eigentlich leisten konnten.

Es dauerte eine ganze Weile, bis Chris sie schließlich losließ und »Okay« murmelte. Er bückte sich und ließ zu, dass Lisa auf seine Schultern kletterte. »Halt dich gut fest!«

Ganz langsam richtete er sich auf. Beide schwankten, aber irgendwie gelang es Lisa, ihr Gleichgewicht zu halten.

Sie sah das Lichtbündel über sich näher kommen, blitzend und flimmernd.

Chris stand jetzt fast aufrecht. Dann drückte er die Knie durch.

Lisa schloss die Augen.

Der Energiestrom floss über ihr Gesicht, über ihren Hals, und als sie schließlich hoch aufgerichtet auf Chris' Schultern stand, bohrte sich der Lichtstrom in ihre Brust, genau an der Stelle, wo ihr Herz schlug.

Hinter ihrem Rücken brach der Energiefluss schlagartig ab. Doch das nahm sie gar nicht mehr wahr.

Ihre eigenen Empfindungen endeten auf einen Schlag. Helligkeit überschwemmte ihre Sinne, und ein Hagel aus Gefühlen, *fremden* Gefühlen, brach über sie herein. Sie vergaß, wer sie war, war plötzlich viele, spürte die Leben all dieser Menschen aus Giebelstein an sich vorüberziehen, ihre Wünsche und Ängste, ihre Gedanken. Gute und böse, schöne und gemeine

Gedanken. Kälte und Hitze. Kraft und Schwäche. Spürte all das und viel mehr – und dann war sie wieder sie selbst, und sie fühlte, wie sie zu Licht zerfloss, ein einziges Bündel Mensch in diesem Sturm aus Energien und Mächten, die so fremd und zugleich so vertraut waren.

Irgendwo, unendlich weit entfernt, vernahm sie einen Schrei, wie ihn kein Lebewesen ausstoßen konnte, verspürte eine Woge von Zorn und Hass auf sich zurasen.

Chris, dachte sie.

Und noch einmal: *Chris* …

Dann erlosch die Helligkeit, und am Himmel standen wieder Sterne, und unter ihr war nicht mehr Chris, sondern weiches Gras und steiniger Boden.

»Lisa?«

Eine Stimme.

»Mein Gott, Lisa …«

Ihre Augenlider flimmerten. Ihre Sicht war verschwommen, klärte sich nur allmählich. Wie im Reflex fuhr ihre Hand an die Brust, spürte den Herzschlag unter ihrer Kleidung, unter der Haut. Sie lebte.

»Frau Rabenson?«, brachte sie schwach hervor. »Sind … sind Sie das?«

Kyras Tante hatte Tränen in den Augen, als sie nickte. Sie konnte nicht sprechen, musste nach Atem ringen, aber grenzenlose Erleichterung stand in ihrem Blick. Ihr lockiges Haar war feucht und zerwühlt; manche Strähnen waren mit schwarzem Schleim verklebt. Auch ihre Wangen waren davon überzogen.

Lisa schaute um sich. Sie lag im Gras am Fuß des Bahndamms, am Rand der Kieselwiese. In einiger Entfernung rappelten sich weitere Gestalten hoch, halfen sich gegenseitig auf die Beine.

»Wo ist Chris?«, fragte Lisa.

»Hier«, sagte eine Stimme außerhalb ihres Sichtfelds. »Ich bin

hier.« Dann war er bei ihr und drückte sie fest an sich.

Hinter Kassandra stand ihr klappriges Auto. Die Hintertür stand offen. Zwei Gestalten schleppten sich von dort aus auf sie zu.

Nils musste Kyra stützen, aber sie zeigte den Schmerz nicht, den ihr Knöchel ihr bereitete. Sie winkte Lisa mit der freien Hand zu und strahlte über das ganze Gesicht. Lisa nahm an, dass Kyra und ihr Bruder eine Menge zu erzählen hatten – wenn auch nicht halb so viel wie Chris und sie selbst.

Mal sehen, ob sie Kyra wirklich *alles* erzählen würden.

Chris' Augen glänzten. »Ich hatte solche Angst um dich«, flüsterte er.

Lisa lächelte schwach. »Ging mir nicht anders.«

Dann blickten beide zum Bahndamm hinauf. Die Schattenwaggons waren fort. Wo sie gestanden hatten, sah es aus, als habe es schwarzen Schleim vom Himmel geregnet. Sogar die Brombeersträucher am Hang waren damit getränkt.

In einer besonders widerlichen Schleimpfütze, gar nicht weit entfernt, lag ein alter Zylinder. Mehr war nicht übrig vom ehrenwerten Doktor Karfunkel. Die Macht des Mondmannes hatte ihn und seine neun Diener am Leben erhalten; doch als die Energie aus Giebelstein versiegt war, war alles Menschliche von ihnen abgefallen und zu schwarzem Schleim zerflossen.

Der Nebel hatte sich gelichtet. Der Nachthimmel über ihnen war klar, und die Sterne glänzten wie Diamanten in der schwarzen Samtauslage eines Juweliers. Dazwischen hing der Mond und blickte auf sie herab wie ein bleiches Auge. Deutlich war darauf eine Silhouette zu erkennen, eine Form aus schattigen Kratern.

Der Mann im Mond.

Reglos. Starr. Tot.

Chris zog Lisa zu sich heran. Er lachte und küsste sie sanft.

Und alle sahen zu.